

Geschichte der Pharmazie

DAZ Beilage | Redaktion Prof. Dr. Wolf-Dieter Müller-Jahncke | Prof. Dr. Christoph Friedrich

Zu Leben und Wirken des Apothekers und Nahrungsmittelchemikers Ludwig Bernegau

Bad Langensalza und Marburg (André Schön und Christoph Friedrich) | **Vor et-
was mehr als 130 Jahren nahm die
nur etwa drei Dezennien währende
Epoche der deutschen Kolonialzeit
ihren Anfang. Obgleich sich der
Apotheker und Nahrungsmittel-
chemiker Ludwig Bernegau
(1860 – 1923) beachtliche Verdienste
um die deutsche Kolonialwirtschaft
erworben hat, ist über sein Leben
und Wirken bislang kaum etwas in
der Pharmaziehistoriographie pub-
liziert worden. Im Rahmen einer
größeren Untersuchung zur Phar-
mazie in den ehemaligen deutschen
Kolonien West- und Südwestafrikas
soll nunmehr die Ergo-Biographie
Bernegaus vorgestellt werden.**

Herkunft und Familie

Franz Julius Maria Ludwig Bernegau wurde als Sohn des Arztes Heinrich Bernegau (1830–1888)¹ und dessen erster Frau, Petronella Wilhelmina Margaretha Marianna Bernegau

* Herrn Prof. Dr. Fritz Krafft mit vielen guten Wünschen zum 80. Geburtstag gewidmet!

(1832 – 1864), geborene Hebestreit,² am 30. September 1860 in Rheinberg am Niederrhein geboren.³ Beide Eltern entstammten offenbar Kaufmannsfamilien.⁴ Bernegaus Vater, der 1855 in Berlin zum Dr. med. promoviert worden war,⁵ hatte nach dem frühen Tod seiner ersten Frau am 23. Oktober 1865 in Ossenberg (ein Dorf am Niederrhein, heute ein Ortsteil der Stadt Rheinberg) eine zweite Ehe mit der als Tochter eines Gutsbesitzers am 28. Juni 1841 in Wallach (heute Ortsteil von Rheinberg) geborenen⁶ Henrietta Gertruda Catharina Behmer geschlossen.⁷ Aus dieser Verbindung ging unter anderem Peter Caspar August Bernegau hervor, geboren am 2. Mai 1872 ebenfalls in Rheinberg,⁸ der seinen Halbbruder Ludwig später bei der Finanzierung eines kolonialen Unternehmens in Kamerun unterstützen sollte.

Nach der Reifeprüfung hatte August Bernegau zunächst vier Semester Theologie studiert, bevor er ins Bankgewerbe wechselte. Am 1. Oktober 1922 erfolgte seine Ernennung – gemeinsam mit Clemens Ludwig Hubert Bel (*1876) – zum Generaldirektor der

Editorial

Istanbul'a hoşgeldiniz – Willkommen in Istanbul

Der Internationale Kongress für Geschichte der Pharmazie findet in diesem Jahr vom 8. bis 11. September in Istanbul statt. Konstantinopel – Byzanz – Istanbul ist die einzige Stadt, die zwei Kontinente, Europa und Asien, als Brücke verbindet. In ihrer Jahrtausende alten Geschichte war sie stets Stätte der internationalen Begegnung und des Wissensflusses zwischen West und Ost. Dieser komplexe Wissenstransfer in der Pharmazie und den ihr verwandten Wissenschaften bewahrte ebenso antikes Gedankengut und Spezialkenntnisse wie er neues Wissen weitergab und so den Weg für die Entstehung der modernen Pharmazie in ihrer Vielgestaltigkeit vorbereitete. Den Ursprüngen, Wechselwirkungen und Perspektiven dieses internationalen Austausches werden sich Pharmaziehistoriker aus aller Welt unter dem Thema „Wissenstransfer zwischen Ost und West“ widmen. Wir dürfen daher auf lebhaft Diskussions-, neue wissenschaftliche Ergebnisse und künftig neu zu eröffnende Forschungsgebiete hoffen. Gleichzeitig werden in den zahllosen historischen Monumenten und Museen der Stadt Vergangenheit und kulturelles Erbe erlebbar, sodass sich den Besuchern viele Möglichkeiten bieten, in die reiche Geschichte der heute pulsierenden 17 Millionen-Metropole einzutauchen. Ein Besuch des Großen Basars mit seinen Gewürzen aus aller Welt wird sich überdies wohl kaum ein pharmazeutisch versierter Kongressteilnehmer entgehen lassen. Aber trotz dieses unerschöpflichen wissenschaftlichen wie kulturellen Fundus nehmen Sie sich bitte die Zeit, am Bosphorus zu sitzen und die Worte des türkischen Dichters Orhan Veli Kanık nachhallen zu lassen: „Ich höre Istanbul mit geschlossenen Augen“. Ich freue mich sehr darauf, Sie bald in Istanbul begrüßen zu dürfen!

Ihre

Prof. Dr. Sabine Anagnostou
Präsidentin der Deutschen Gesellschaft für
Geschichte der Pharmazie e. V.

Landesbank der Rheinprovinz,⁹ einer Vorläuferin der WestLB AG.¹⁰ Beide Direktoren wurden im Zusammenwirken mit einigen zeitgenössischen Politikern maßgeblich für einen damaligen Finanzskandal und den Niedergang der Landesbank im Zuge der Finanzkrise 1931 verantwortlich gemacht, sodass man August Bernegau am 4. Oktober 1933 in den Ruhestand versetzte.¹¹

Studium und Berufseinstieg

Ludwig Bernegau studierte vom 30. April 1884 bis 6. Mai 1885 drei Semester Pharmazie in Bonn.¹² Ein kurzer Studienaufenthalt am Pettenkofer'schen Institut in München ermöglichte es ihm 1884 außerdem, sich mit Methoden zur Bodenuntersuchung vertraut zu machen.¹³ Bereits während seiner Gymnasial- und Semesterferien hatte Bernegau praktische Erfahrungen bei Tätigkeiten in der Landwirtschaft sowie später in Konserven-, Brot- und Keksfabriken gesammelt, die ihm einen Einblick in die Beschaffenheit von Rohstoffen und deren technische Verarbeitung ermöglichten.¹⁴ Die pharmazeutische Ausbildung an der Universität Bonn¹⁵ stand damals unter der Leitung des Chemikers Otto Wallach (1847 – 1931).¹⁶ 1876 war Wallach zum außerordentlichen Professor für Chemie und 1879, nach dem Tode des Apothekers, Chemikers und Mineralogen Carl Friedrich Alexander Mohr (1806 – 1879),¹⁷ zusätzlich für Pharmazie sowie zum Direktor des „Pharmazeutischen Apparates“ berufen worden. Mit seinen Arbeiten über die Zusammensetzung und Struktur der ätherischen Öle und Duftstoffe¹⁸ schuf Wallach die Grundlagen für die industrielle Terpenchemie und wurde 1910 für seine wegweisende Forschung über die alicyclischen Kohlenwasserstoffe mit dem Nobelpreis für Chemie ausgezeichnet.¹⁹ Gemeinsam mit dem Chemiker Rudolf Leuckart (1854 – 1889) war er außerdem namensgebend für die Leuckart-Wallach-Reaktion, eine Methode zur reduktiven Aminierung von Carbonylverbindungen beziehungsweise Alky-

lierung von Aminen, sowie für die weniger bekannte Wallach-Umlagerung von Azoxyverbindungen zu 4-Hydroxyazoverbindungen und den Wallach-Abbau, eine Verengung alicyclischer Sechs- zu Fünfringen.²⁰ Die rheinische Apothekerschaft stand der Leitung des pharmazeutischen Unterrichts durch einen Nichtpharmazeuten und der Angliederung des zuvor eigenständigen „Pharmazeutischen Apparates“ an das Chemische Institut zunächst ablehnend gegenüber. Die sofortige Kontaktaufnahme mit deren Vertretern sowie die sehr lebendig gestalteten Vorlesungen Wallachs führten jedoch rasch zu seiner allgemeinen Akzeptanz sowie zu regem Zulauf seitens der Studierenden und Promovierenden.²¹ Die Angliederung an das Chemische Institut brachte zudem finanzielle Vorteile für die Pharmazie mit sich.²² Ausgerechnet seine Lehrtätigkeit bei den Pharmazeuten war wohl aus-

schlaggebend für Wallachs Beschäftigung mit der Chemie der ätherischen Öle und Terpene.²³ Während seiner Vorlesungen fielen ihm die bis dahin noch sehr lückenhaften Kenntnisse über die Zusammensetzung dieser Stoffe auf, und er bat August Kekulé (1828 – 1896), den Ordinarius für Chemie, daraufhin, ihm einige bis dato ungenutzte Flaschen mit ätherischen Ölen aus dessen Arbeitszimmer zur Untersuchung zu überlassen. Kekulé gestattete ihm die Verwendung, ohne sich jedoch einen allzu großen Erfolg von der Analyse zu versprechen.²⁴ Unter dem Vorsitz August Kekulé's bestand Bernegau im Wintersemester 1885/86 das Pharmazeutische Staatsexamen mit dem Prädikat „genügend“ (Abb. 1) und erhielt daraufhin die Approbation als Apotheker. Neben Kekulé und Wallach gehörten der damaligen Pharmaceutischen Examinations-Commission der Universität Bonn der Botaniker Eduard Adolf Strasburger

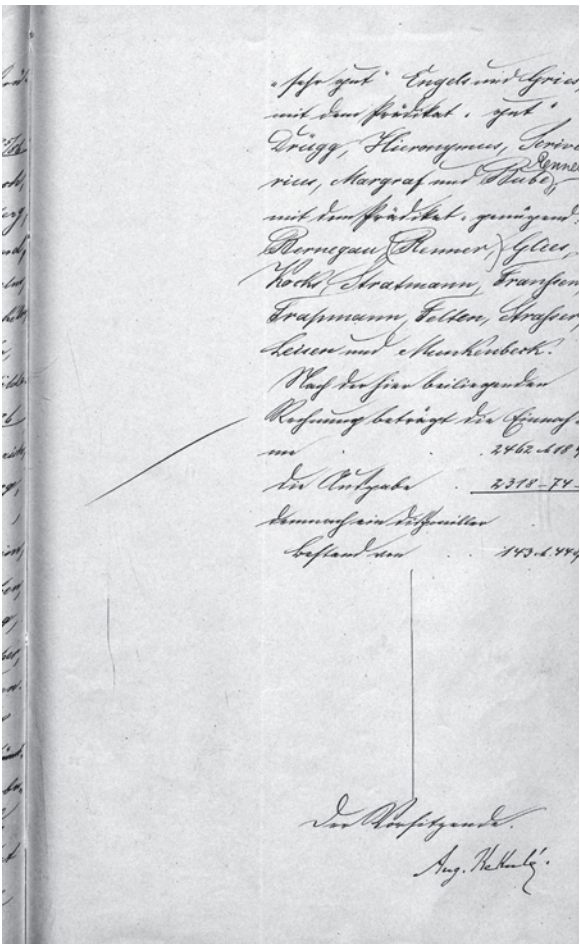


abb. 1: Auszug aus dem Jahresbericht 1885/86 der Pharm. Prüfungs-Kommission Bonn vom 26. Juli 1886



abb. 2: Offizin von Bernegau Apotheke

(1844 – 1912), der Physiker und Mitbegründer der Thermodynamik und Gastheorie Rudolf Julius Emanuel Clausius (1822 – 1888) sowie der Apotheker Carl Friedrich Lauffs (*1832) an.²⁵

Korpsstabsapotheker im 10. Preußischen armeekorps

Nach dem Erhalt der Approbation trat Bernegau zunächst als Einjährig-freiwilliger Apotheker in das Garnisonslazarett Wesel ein und beschäftigte sich unter anderem mit „Luftuntersuchungen am Krankenbett“. Nachdem er 1887 in Berlin zwei Semester Vorlesungen über Hygiene bei Robert Koch (1843 – 1910) gehört hatte, war Bernegau im Anschluss daran noch ein weiteres halbes Jahr am dortigen Hygienischen Institut tätig, bevor er für sechs Monate die Leitung der Apotheke der damaligen Tierarzneischule übernahm, einer Vorläuferin der späteren Tierärztlichen Hochschule Berlin.²⁶ Am 2. Januar 1889 kehrte Bernegau in den Militärdienst zurück und trat unter Beförderung vom Unterapotheker der Reserve zum Korpsstabsapotheker in das 10. Preußische Armeekorps in Hannover ein.²⁷ Seinen Befähigungsnachweis als Nahrungsmittelchemiker mit „erweiterter Ausbildung in Agrikulturchemie“, den er nach eigener Aussage besaß,²⁸ verdankte er offenbar einer Übergangsregel für Mili-

tärapotheker, die im Zusammenhang mit dem Inkrafttreten des Nahrungsmittelgesetzes am 5. Juni 1879²⁹ und einer reichseinheitlichen Prüfungsordnung für Nahrungsmittelchemiker im Jahre 1894 stand.³⁰ Bereits seit 1871 konnten Korpsstabsapothekern im Auftrag der Militärbehörden entsprechende lebensmittelchemische Analysen übertragen werden. Mit der Einführung hygienisch-chemischer Untersuchungsstationen in der Armee waren nach und nach auch die Anforderungen an die Qualifikation der Militärapotheker gestiegen. Einem Erlass des Kriegsministeriums vom 15. November 1887 zufolge oblag den Korpsstabsapothekern fortan die Leitung der chemischen Abteilungen in den hygienisch-chemischen Untersuchungsstationen, während die bakteriologisch-mikroskopische Abteilung unter der Direktion eines erfahrenen Arztes stand. Ab 1895 wurden in Preußen nur noch Stabs- und Korpsstabsapotheker mit Befähigungsnachweis als Nahrungsmittelchemiker eingestellt. Die zu diesem Zeitpunkt bereits im Dienst befindlichen Oberstabs- und Korpsstabsapotheker erhielten die Befähigung aufgrund ihrer beruflichen Erfahrung ohne Prüfung zuerkannt. Hierzu zählten ein Oberstabsapotheker im Kriegsministerium sowie 20 Korpsstabsapotheker bei den Armee-

korps, darunter auch Ludwig Bernegau, der wie jene lediglich ein dreisemestriges Hochschulstudium nachweisen konnte. Anders als in Bayern waren alle preußischen Militärapotheker zudem zur Bewerbung um eine Apothekenkonzession unter vollständiger Anrechnung ihrer Dienstzeiten berechtigt. Bei der Angliederung an das Sanitätskorps im Jahre 1902 erfuhren Stabs- und Korpsstabsapotheker mit Befähigungsnachweis als Nahrungsmittelchemiker eine weitere Aufwertung, indem dieser nun auch formal verbindlich wurde und sie in den Rang eines Hauptmannes aufstiegen, während Korpsstabsapotheker ohne Qualifikation als Nahrungsmittelchemiker den im Dienstgrad niedrigeren Oberapothekern gleichgestellt blieben.³¹ Im Gegensatz zu den Ärzten hatten die Militärapotheker bis dahin nicht dem Sanitätskorps angehört und besaßen bis 1945 auch keinen Offizierstatus, sondern dienten als untere oder obere Militärbeamte, die bis 1921 maximal den Dienstgrad eines Oberstabsapothekers erreichen konnten.³² Im Militärdienst konnte Bernegau einige Verbesserungen vorschlagen und erhielt 1901 für die Einführung eines neuartigen, haltbaren und leicht transportablen Eierfeldzwiebacks in die Armeeverpflegung den „Königlich preussischen Kronenorden IV. Klasse“.³³ Neben



abb. 3: Patent zum Aufschluss von Kolanüssen mit phosphorsaurem Natron

diesem Zwieback und anderen Erfindungen fand auch eine von ihm modifizierte Maschine zur Herstellung von Verreibungs- beziehungsweise Sublimat-Tabletten Eingang in die Ausrüstung des Sanitätsdienstes.³⁴ Verreibungstabletten gab man damals den Vorzug gegenüber den gerade neu aufkommenden komprimierten Tabletten, die angeblich noch einige galenische Nachteile aufwiesen, wie beispielsweise mangelhaften Zerfall oder zu geringe Löslichkeit. Das Herstellungsverfahren mittels einer Spezialmaschine war bereits 1878 von dem New Yorker Arzt Robert Mason Fuller (1845 – 1919) empfohlen worden und entsprach einer verbesserten Methode zur Pastillenbereitung.³⁵ Bernegaus Beitrag bestand darin, im Hinblick auf die neu in das vierte Deutsche Arzneibuch aufgenommenen Sublimatpastillen (Pastilli Hydrargyri bichlorati)³⁶ sowie auf Anregung von Ärzten drei Maschinen für jeweils 100 Verreibungstabletten zu den üblichen 0,1 g, 0,5 g und 1,0 g konstruiert zu haben. Die Maschinen wurden von der Firma Gummi-Kamm-Compagnie in Hannover gefertigt, einer Vorläuferin der heutigen Continental AG.³⁷

apothekenkonzession und Patente

Nachdem Bernegau 1903 auf eigenen Wunsch aus dem Militärdienst verabschiedet worden war,³⁸ erhielt er am 31. Mai 1905 die Konzession für eine Apotheke in Berlin Wilmersdorf-Halensee, am Kurfürstendamm 101, die er zusammen mit einem angegliederten Spezial-Laboratorium bis zu seinem Tode 1923 betrieb.³⁹ (Abb. 2) Ludwig Bernegau war Inhaber mehrerer lebensmitteltechnologischer

Reichspatente, wie etwa zur Herstellung einer neuartigen Margarine mit verbesserten Emulsionseigenschaften unter Verwendung von Eigelb und Glucose, die sich beim Backen und Braten wie Butter bräunte und dabei einen angenehmen Duft verströmte,⁴⁰ für die Zubereitung koch- und haltbarer Milch unter Verwendung von Eigelb und Magermilch⁴¹, zum Aufschluss von Kolanüssen unter Verwendung von phosphorsaurem Natron⁴² (Abb. 3) und in Ergänzung hierzu für die Herstellung von Kola-Kautabak⁴³ sowie zur Isolierung des Farbstoffs Kolarot aus frischen Kolanüssen.⁴⁴ Wie er bei anderer Gelegenheit mitteilte, erfüllte die Kolanuss als Genussmittel bei den Eingeborenen Afrikas einen ähnlichen Zweck wie für die Europäer der Kautabak. Allerdings hielt Bernegau das Kauen frischer Kolanüsse für wesentlich gesünder, „appetitlicher“ und „ästhetischer“ als den Genuss von nikotinhaltigem Kautabak.⁴⁵ Den Geschmack beim Kauen frischer Kolanüsse beschrieb er wie folgt: „Was den Geschmack beim Kauen der frischen Kolanusscheiben betrifft, so hat man zunächst das Gefühl, als ob man etwas Holziges, wie eine Rettigscheibe, zwischen die Zähne nimmt. Der Geschmack ist zunächst stark bitter, bei weiterem Kauen wird er süßlich-bitter, später süßlich, um schließlich nach längerem Kauen, etwa nach 10 Minuten, bis die Masse ganz fein breiartig geworden und im Speichel emulsionsartig suspendiert ist, geschmacklos zu werden.“⁴⁶

Entwicklung von Kolapräparaten

Mit der „Kolafrage“ hatte sich Bernegau nach eigener Aussage bereits

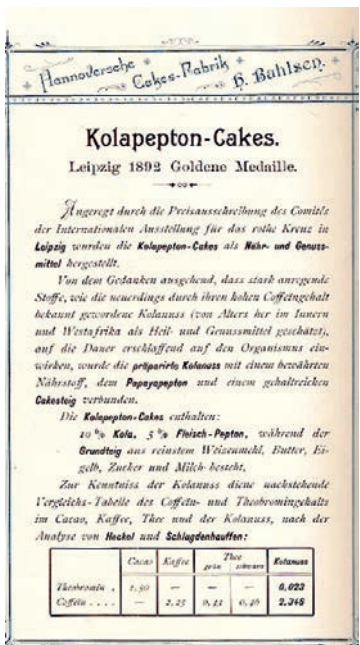


abb. 5: Kolapecton-Cakes Bernegau

1887/88 beschäftigt.⁴⁷ In einem mehrmonatigen Selbstversuch mit reinem Kolapulver sowie durch Erprobung an einem Mops stellte er 1889 „die günstigen Wirkungen auf das Allgemeinbefinden“ fest. Zu diesem Zweck hatte er täglich 1 bis 2 g des Pulvers in Verbindung mit leicht verdaulichem Pepton eingenommen und dem Hund ebenfalls täglich 2 bis 3 g Kolapulver mit rohem Fleisch vermischt appliziert. „Das Thier frass stets mit gutem Appetit und befand sich in guter Kondition“, wie Bernegau bemerkte.⁴⁸ Für die Volks- und Armeenahrung empfahl er die Verarbeitung des nach seinem patentierten Verfahren hergestellten und im pharmakologischen Laboratorium von Oscar Liebreich (1839 – 1908) erfolgreich getesteten Kolaextraktes zu Kolazucker, Kolabiskuit, Kolazwieback, Kolakondensmilch, Kolamilch oder Kolamagermilch.⁴⁹ (Abb. 4) Aufgrund ihrer appetitsteigernden Wirkung hielt er die letzteren beiden auch hervorragend geeignet für die Ernährung von Rekonvaleszenten in Volksheilstätten, Lazaretten und Hospitälern, da sie zudem eine wertvolle Eiweißquelle darstellten.⁵⁰ Der wässrige Kolauszug enthielt neben Coffein auch Gerbsäuren und Kaliverbindungen des Alkaloids, ähnelte in seinem Aroma dem Kaffee und zeigte zugleich dessen an-



abb. 4: Kolapräparate nach Bernegau

regende Wirkung. Die Rückstände aus der Kolaextraktion eigneten sich ferner in Verbindung mit Magermilch hervorragend als Futtermittel in der Landwirtschaft sowie als Beifutterstoff für Armeepferde, mit dem sich ohne Nachteile für deren Leistungsfähigkeit Futter einsparen ließ.⁵¹ Zur Herstellung medizinischer Kolapräparate empfahl Bernegau hingegen eine apothekengerechte Verarbeitung der Kolanüsse zu einem von ihm entwickelten alkoholischen Fluidextrakt sowie zu einem daraus gewonnenen Trockenextrakt,⁵² der sich gleichfalls für die Weiterverarbeitung zu Genussmitteln eignete.⁵³ Wie Vergleichsuntersuchungen ergeben hatten, lieferte die frische, schonend bei 80 °C getrocknete und anschließend pulverisierte Droge den besten Extrakt. Die hieraus bereiteten Auszüge wiesen den im Vergleich mit handelsüblichen getrockneten Kolanüssen höchsten Gesamtalkaloidgehalt und ein angenehmes Aroma auf.⁵⁴ Eine Analyse im Pharmazeutischen Laboratorium von Hermann Thoms (1859 – 1931)⁵⁵ ergab in Abhängigkeit von der Bestimmungsmethode einen Koffeingehalt zwischen 0,732 und 0,792 %, daneben 0,434 % Phosphorsäureanhydrid, 3,732 % Gerbstoffe sowie 77,69 % Milchzucker.⁵⁶ Verschiedene von Bernegau entwickelte Kolaprodukte waren bereits 1892



abb. 6: Kolapräparate nach Bernegau

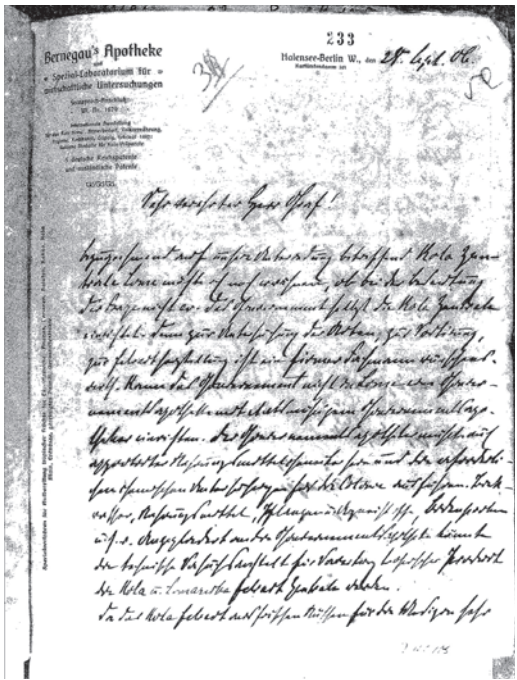


abb. 7: Brief Bernegaus an den Gouverneur von Togo, Graf von Zech, vom 28. September 1906

auf einer internationalen Ausstellung des Deutschen Roten Kreuzes in Leipzig mit einer Goldmedaille prämiert worden. 1893 präsentierte Bernegau auf der Columbus-Weltausstellung in Chicago in Kooperation mit der Hannoverschen Cakes-Fabrik H. Bahlsen seine entwickelten „Kolapepton-Cakes“ (Abb. 5) sowie weitere nach seinen Verfahren gefertigte „Diätetische Nähr- und Genuss-Mittel“. ⁵⁷ Einige seiner Rezepturen für die Herstellung von Kolapräparaten aus den Extrakten, beispielsweise Kolatabletten mit Schokoladen-, Pfefferminz- oder Zitronengeschmack, Kolamorsellen, Kolamalzextrakt, bis hin zu Kola-Suppenwürze und Kola-Eigelb-Creme, hatte Bernegau in den zeitgenössischen Fachzeitschriften publiziert.⁵⁸ Sie fanden unter anderem auch Eingang in verschiedene pharmazeutische Handbücher.⁵⁹ Lizenzinhaber für „Alleinige Fabrikation und General-Vertrieb der Kola-Präparate nach Bernegaus Verfahren“ war die Hamburg-Altonaer Nährmittel-Gesellschaft m.b.H. Besthorn & Gerdtzen.⁶⁰ (Abb. 6)

Kolonialwirtschaftliches Wirken

Bereits in Hannover hatten Vorstandsmitglieder des Kolonialwirt-

schaftlichen Komitees Bernegau dazu bewogen, seine fachliche Expertise in den Dienst der Kolonialwirtschaft zu stellen.⁶¹ In mehreren Veröffentlichungen hob er 1897 die Bedeutung der Kolanuss als Arznei- und Genussmittel, für die Volks- und Armeenahrung, als Beifutterstoff für Tiere sowie als zukünftiges lohnendes Exportprodukt für die deutschen Kolonien in Westafrika hervor.⁶² In einem Bericht an die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes äußerte Bernegau gar die Vermutung, dass sich „der Neger durch Kauen frischer Kolanüsse vor Malaria durch rechtzeitige Färbung der in Zerfall begriffenen Blutkörperchen mit Kolaroth“ schützen würde.⁶³ Er selbst pflegte „mit bestem Erfolg“ täglich geringere Chinindosen in Kombination mit Kolatabletten einzunehmen, da er die damals zur Malariaphylaxe übliche Dosierung, alle vier Tage 0,5 g Chinin, „als starker Raucher“ nicht vertrag und dabei unter „nervösen Erscheinungen“ sowie „Herzvariationen“ litt.⁶⁴ Aufgrund zahlreicher Analysen und Versuche schrieb man die physiologischen Wirkungen der Kolanuss damals nämlich neben Coffein und Theobromin vor allem dem sogenannten Kolarot zu.⁶⁵

Entsprechende Färbetests mit Kolarot an Erythrozyten am Berliner Institut für Infektionskrankheiten sowie Behandlungsversuche mit Kolapräparaten, die an Malariapatienten des dem Hamburger Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten angeschlossenen Seemannskrankenhauses vorgenommen worden waren, verliefen indes negativ. Zwar hatte sich das subjektive Befinden der Patienten erheblich verbessert, jedoch ließen sich keinerlei Effekte auf die Anzahl und Entwicklung der Malariaerreger, die Höhe des Fiebers, die Häufigkeit der Anfälle oder die Verhütung von Rückfällen beobachten.⁶⁶

Mit Unterstützung der deutschen Kolonialverwaltung und des Kolonialwirtschaftlichen Komitees sowie zahlreicher Fachgesellschaften, denen er angehörte, unternahm Bernegau, vom Militärdienst beurlaubt, zwischen 1899 und 1904 mehrere Studienreisen in das europäische Ausland sowie in die deutschen Kolonien Kamerun und Togo,⁶⁷ wo er als enger Mitarbeiter und Freund der damaligen Gouverneure Jesko Freiherr von Puttkamer (1855 – 1917) und Julius Graf von Zech auf Neuhoofen (1868 – 1914) wirkte. (Abb. 7) Sein Lebenswerk widmete er vor allem der Erforschung, Kultivierung und Verarbeitung der Kolanuss. Daneben setzte er sich ebenso energisch für den Anbau von Bataten, Ana-

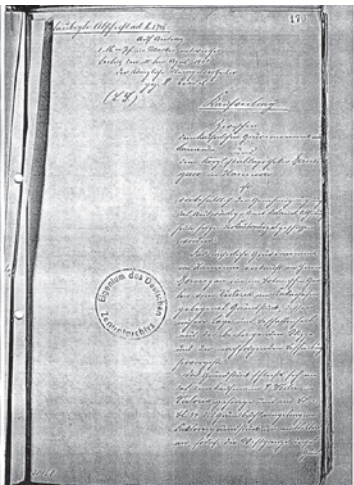


abb. 8: Kaufvertrag zwischen dem Gouvernement von Kamerun und Ludwig Bernegau vom 13. Januar 1901

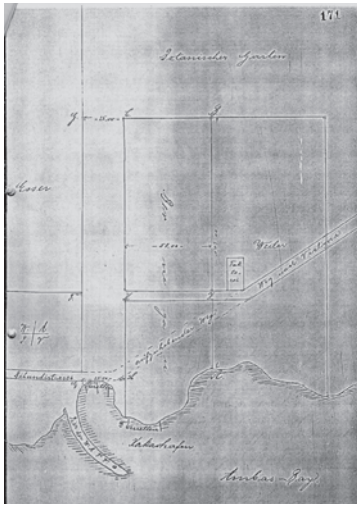


abb. 9: Skizze von Bernegaus Grundstück am Kakaohafen von Victoria, Kamerun

nas, Limonen und Erdnüssen in den westafrikanischen Kolonien ein, deren Kultivierung er auf Studienreisen zu den Kanaren und Azoren kennengelernt hatte.⁶⁸ Auch an der Untersuchung der Togo-Simarubarinde (*Hannoa undulata*, Simaroubaceae) als potentiellem Arzneimittel gegen Dysenterie⁶⁹ sowie eines aus den Blättern von *Cassia occidentalis* (Fabaceae) bereiteten Tees gegen Schwarzwasserfieber⁷⁰ hatte sich Bernegau beteiligt.⁷¹ So konnte er nicht nur beachtliche Erfolge in der Extraktion und Konservierung tropischer Kolonialprodukte, sondern auch auf den Gebieten der Hygiene und des Ernährungswesens erzielen. Beispielsweise ließen sich die ernährungsbedingten Durchfallerkrankungen und die damit verbundene hohe Sterblichkeit unter den afrikanischen Plantagenarbeitern in Kamerun, die sogar zur Ermordung des Kaufmannes Gustav Conrau (1865 – 1899) geführt hatten, durch den von ihm veranlassten Einsatz fahrbarer Dampfkochkessel für die Reiszubereitung signifikant vermindern.⁷² Jesko von Puttkamer würdigte Bernegaus Verdienste um die tropische Landwirtschaft in seinem Werk *Gouverneursjahre in Kamerun*.⁷³ Für die Umsetzung seiner kolonialwirtschaftlichen Ziele erwarb Ludwig Bernegau am 13. Januar 1901 ein etwa 8 000 Quadratmeter umfassendes

Grundstück am „Kakaohafen“ von Victoria in Kamerun, für das er den damals ortsüblichen Preis von 400 Mark, zuzüglich der Erschließungs- und Vertragskosten bezahlt hatte.⁷⁴ (Abb. 8) Es befand sich in unmittelbarer Nachbarschaft zum Botanischen Garten, dessen Laboratorien Bernegau mitbenutzen durfte.⁷⁵ (Abb. 9) Die Finanzierung bewerkstelligte er mit Hilfe seines Halbbruders August, der zu jener Zeit Prokurist des Bankhauses Brunner & Co in Paris war, sowie eines hannoveraner Industriellen. Bereits im April 1900 hatte Ludwig Bernegau die Kolonialverwaltung außerdem darum ersucht, ihm „mit Rücksicht ferner auf die grossen Opfer und Mühen, welche die Durchführung dieses kolonialen Unternehmens erfordert, im Interesse einer gesicherten ruhigen Entwicklung des Unternehmens“ für 20 Jahre das Monopol für die Herstellung von Kolanuss-Extrakt in Kamerun zu erteilen.⁷⁶

Publizistisches Werk und Lebensende

Die Ergebnisse seiner Studien stellte Bernegau in zahlreichen Berichten und Vorträgen der Öffentlichkeit vor,⁷⁷ so etwa auf den Versammlungen der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte,⁷⁸ im *Tropenpflanzer*,⁷⁹ dem Publikationsorgan des Kolonialwirtschaftlichen Komitees, in den *Berichten der Deutschen Pharmazeutischen Gesellschaft*,⁸⁰ im *Jahresbericht der Vereinigung für angewandte Botanik*⁸¹ sowie in einigen selbständigen Publikationen.⁸² Als „begeisterter Anhänger und selbstloser Förderer der deutschen Kolonien“⁸³ lobte er in seinem pathetischen Beitrag zum ersten Band des von Hermann Thoms herausgegebenen „Handbuch der praktischen und wissenschaftlichen Pharmazie“ über Deutschlands Kolonialarbeit vor dem Weltkriege die seiner Ansicht nach herausragenden Leistungen und das beispielhafte Zusammenwirken aller Beteiligten in der dreißigjährigen deutschen Kolonialgeschichte, die durch die Niederlage im Ersten Weltkrieg jäh beendet worden war.⁸⁴

Ludwig Bernegau verstarb am 18. Oktober 1923 in seiner Wohnung in Berlin-Wilmersdorf und wurde auf eigenen Wunsch in seiner rheinischen Heimat neben seiner Mutter beigesetzt.⁸⁵

Anmerkungen

- Landesarchiv Nordrhein-Westfalen, Abt. Rheinland, Standort Brühl. Zivilstandsregister Rheinberg G 1830. Geburtsurkunde Nr. 6/1830 Heinrich Bernegau sowie Personenstandsregister Rheinberg-Stadt S 1888. Sterbeurkunde Nr. 65/1888 Heinrich Bernegau.
- [Wie Anm. 1], Zivilstandsregister Rheinberg G 1832. Geburtsurkunde Nr. 74/1832 P. W. M. M. Hebestreit sowie Zivilstandsregister Rheinberg-Stadt S 1864. Sterbeurkunde Nr. 41/1864 P. W. M. M. Bernegau, geb. Hebestreit.
- [Wie Anm. 1], Zivilstandsregister Rheinberg-Stadt G 1860. Geburtsurkunde Nr. 74/1860 Ludwig Bernegau.
- [Wie Anm. 1], Zivilstandsregister Rheinberg G 1830. Geburtsurkunde Nr. 6/1830 H. Bernegau sowie Zivilstandsregister Rheinberg G 1832. Geburtsurkunde Nr. 74/1832 P. W. M. M. Hebestreit.
- Heinrich Bernegau: *De singulis pulsus species ut symptomatis et signis*. Med. Diss. Berlin 1855.
- [Wie Anm. 1], Zivilstandsregister OssenberG 1841. Geburtsurkunde Nr. 19 H. G. C. Behmer.
- [Wie Anm. 1], Zivilstandsregister OssenberG H 1865. Heiratsurkunde Nr. 8/1865 H. Bernegau und H. G. C. Behmer.
- [Wie Anm. 1], Zivilstandsregister Rheinberg-Stadt G 1872. Geburtsurkunde Nr. 41/1872 P. C. A. Bernegau.
- Albert Fischer: *Die Landesbank der Rheinprovinz. Aufstieg und Fall zwischen Wirtschaft und Politik*. Köln / Weimar / Wien 1997 (Wirtschafts- und Sozialhistorische Studien; 6).
- Fischer [wie Anm. 9], S. 202–205.
- Fischer [wie Anm. 9], S. 476, Verwandtschaftliche Beziehungen bestanden offenbar ebenso zu dem Bonner Pädagogen und Historiker Oskar Jäger (1830–1910), siehe dazu Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde (im Folgenden BArch) R 1001/8629, fol. 344. Brief Bernegaus an den Staatssekretär des Reichskolonialamtes vom 25. März 1909.
- Universitätsarchiv Bonn. Amtsbücher. Immatrikulationsalbum 1880–1884, Signatur AB-09 sowie Universität Bonn (Hrsg.): *Amtliches Verzeichniß des Personals und der Studierenden der Königlichen Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn für das Winter-Halbjahr 1884–1885*. Bonn [o. J.], S. 17. Wo Bernegau die Lehr- und Gehilfenzeit und die Vorprüfung absolvierte, ließ sich nicht feststellen.
- BArch R 1001/8629, fol. 374. Brief Bernegaus an den Staatssekretär des Reichskolonialamtes vom 6. November 1909.
- BArch R 1001/8629, fol. 347. Brief Bernegaus an den Staatssekretär des Reichskolonialamtes vom 25. März 1909.
- Zur Geschichte des Pharmazeutischen Instituts an der Universität Bonn siehe Rudolf Schmitz: *Die deutschen pharmazeutisch-chemischen Hochschulinstitute*. Ihre Entstehung und Entwicklung in Vergangenheit und Gegenwart. Ingelheim am Rhein 1969, S. 52–63.
- In Königsberg geboren, hatte Wallach von 1867 bis 1869 in Göttingen bei Friedrich Wöhler (1800–1882) und dessen damaligem Assistenten Hans Hübner (1837–1884) sowie kurze Zeit in Berlin bei August Wilhelm von Hofmann (1818–1892) Chemie studiert. Nach nur fünf Semestern war Wallach 1869 in Göttingen unter Leitung Hübners zum Dr. phil. promoviert worden. Auf dessen Vermittlung hin trat er 1870 eine Privatassistentenstelle bei August Kekulé am Chemischen Institut in Bonn an, wo er sich 1873 habilitierte. Vgl. Mathias Christmann: *Otto Wallach: Begründer der Terpenchemie und Nobelpreisträger* 1910. In: *Angewandte Chemie* 122 (2010), S. 9776. Zu Leben und Wirken Otto Wallachs siehe Günther Beer / Horst Remane (Hrsg.): *Otto Wallach 1847–1931. Chemiker und Nobelpreisträger. Lebenserinnerungen*. Potsdam 2000 sowie Walter Hückel: *Otto Wallach 1847–1931*. In: *Chemische Berichte* 94 (1961), S. VII–CVIII. Zu Leben und Werk Friedrich August Kekulé siehe Richard Anschütz: *August Kekulé*. 2 Bde. Berlin 1929; Wolfgang Göbel: *Friedrich August Kekulé*. 1. Aufl. Leipzig 1984 (Biographien hervorragender Naturwissenschaftler, Techniker und Mediziner; 72) sowie Grete Ronge: *August Kekulé*. In: NDB. Bd. 11. Berlin 1977, S. 414–424.
- Zu Leben und Wirken K. F. A. Mohrs siehe Christoph Friedrich: *Carl Friedrich Mohr. Gelehrter mit Sinn für die Praxis*. In: *Pharmazeutische Zeitung* 151 (2006), S. 4644–4646; Guido Jüttner: *Mohr, Karl Friedrich Alexander*. In: Wolfgang-Hagen Hein / Holm-Dietmar Schwarz (Hrsg.): *Deutsche Apotheker-Biographie*. Bd. 2. Stuttgart 1978 (Veröffentlichungen der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie N. F.; 46), S. 441–443 sowie Ruth Lotze: *Der Einfluß von Carl Friedrich Mohr auf die Entwicklung der Maßanalyse*. Frankfurt a. M. 1968.
- Hückel [wie Anm. 16], S. LVIII–LXXXVII sowie Otto Wallach: *Terpene und Campher*. Zusammenfassung eigener Untersuchungen auf dem Gebiet der alicyclischen Kohlenstoffverbindungen. 1. Aufl. Leipzig 1909 sowie 2. Aufl. Leipzig 1914.
- Christmann [wie Anm. 16], S. 9777–9779; Hückel [wie Anm. 16], S. VII sowie Schmitz [wie Anm. 15], S. 57 und S. 59. Siehe hierzu Albert Ellmer: *Otto Wallach und seine Bedeutung für die Industrie der ätherischen Öle*. In: *Zeitschrift für angewandte Chemie* 44 (1931), S. 929–932.
- Beer / Remane [wie Anm. 16], S. 7; Christmann [wie Anm. 16], S. 9775 sowie Dieter Hänssgen / Theophil Eicher: *Chemie für Pharmazeuten und Naturwissenschaftler*. Stuttgart / New York 1985 (Thieme-Taschenlehrbuch Pharmazie), S. 469.
- Hückel [wie Anm. 16], S. XXVI.
- Schmitz [wie Anm. 15], S. 57.
- In Anlehnung an das Terpentin bezeichnete man damals sämtliche ätherischen Öle, die auch bei tiefen Temperaturen ihren flüssigen Charakter behielten, als „Terpene“, wohingegen Feststoffe als „Campher“ (im Plural) angesprochen wurden. Christmann [wie Anm. 16], S. 9779.
- Beer / Remane [wie Anm. 16], S. 175 sowie Hückel [wie Anm. 16], S. XXVIII.
- Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, I. HA Rep. 76 VIII B Nr. 1086. Pharm. Prüfungs-Kommission Bonn, Jahresbericht 1885 / 1886 vom 26. Juli 1886 sowie N. N. (1885), S. 959. Beer / Remane [wie Anm. 16], S. 107 sowie Universität Bonn (Hrsg.) [wie Anm. 12] für das Winter-Halbjahr 1885–86, S. 14.
- BArch R 1001/8629, [wie Anm. 13].
- M[aximilian] Holz: *Nachruf auf Ludwig Bernegau*. In: *Berichte der Deutschen Pharmazeutischen Gesellschaft* 33 (1923), S. 233; N. N.: *Personal- und amtliche Nachrichten*. In: *Pharmazeutische Zeitung* 34 (1889), S. 85 sowie H[ans] Proelss / E[rich] Seel: *Die Dienstverhältnisse der deutschen Militär-apotheker. Ein Unterrichts- und Nachschlagebuch für Einjährig-Freiwillige Militär-apotheker, Apotheker des Beurlaubtenstandes, des Heeres und der Marine*. Stuttgart 1903, S. 368. Zur Dienststellung 'Einjährig-freiwilliger Apotheker' und Korpsstabsapotheker siehe Bernhard Müller: *Militärpharmazie in Deutschland bis 1945*. Stuttgart 1993 (Quellen und Studien zur Geschichte der Pharmazie; 68), S. 289–306 und S. 314–318 sowie Militär-apotheker der Reserve und des Beurlaubtenstandes S. 307–313. Zu den Dienstverhältnissen der deutschen Militär-apotheker siehe auch Heinrich Salzmann / Gustav Devin: *Der Dienst des deutschen Apothekers im Heere, in der Marine und in den Schutztruppen*. 3. Aufl., Berlin 1908.
- BArch R 1001/8629 [wie Anm. 14], fol. 344.
- Andreas Lang: *Lebensmittelchemiker in Uniform. Die Geschichte der Lebensmittelchemie als Teil der Militärpharmazie*. München 2006 (Forum Wissenschaftsgeschichte; 3), S. 39–45.
- Lang [wie Anm. 29], S. 45–48 sowie Müller [wie Anm. 27], S. 115f.
- Lang [wie Anm. 29], S. 49–54 sowie Müller [wie Anm. 27], S. 113–116, S. 289 u. S. 315 sowie Hans Proelss: *Deutsche Militär-Pharmazie*. In: *Apotheker-Zeitung* 46 (1931), S. 1570f.
- Lang [wie Anm. 29], S. 30–39 sowie Müller [wie Anm. 27], S. 100–103, S. 289–293 u. S. 314–321.
- N. N.: *Personal-Notizen*. In: *Apotheker-Zeitung* 16 (1901), S. 569 sowie Proelss / Seel [wie Anm. 27], S. 368.
- Alfred Adlung / Georg Urdang: *Grundriß der Geschichte der deutschen Pharmazie*. Berlin 1935, S. 424; Holz [wie Anm. 27], S. 234 sowie Proelss / Seel [wie Anm. 27], S. 87.
- Julius Berendes: *Der angehende Apotheker. Lehrbuch der pharmazeutischen Hilfswis-*

- senschaften zum Gebrauch für den Unterricht der Eleven. Botanik, Pharmakognosie, Spezielle Pharmazie. Bd. 2. 3. Aufl. Stuttgart 1904, S. 491f. sowie Friedrich Hoffmann: Comprimierte und Verreibungs-Tabletten. In: Pharmaceutische Rundschau 10 (1892), S. 12–15.
- 36 Arzneibuch für das Deutsche Reich. 4. Ausg. Berlin 1900, S. 281.
- 37 Ludwig Bernegau: Moderne Arzneiformen. In: Apotheker-Zeitung 9 (1894), S. 667f.; ders.: Die Herstellung von Sublimat-Pastillen. In: Berichte der Deutschen Pharmazeutischen Gesellschaft 5 (1895), S. 110f.; Hermann Hager / Ewald Geissler: Verreibungs-tabletten. In: Pharmaceutische Centralhalle 36 (1895), S. 104–106 sowie Heinrich Salzmänn: Pastilli, Tabulae, Trochisci, Pastillen, Tabletten, Täfelchen, Plätzchen, Zeltchen, Hütchen, Trochisken. In: Josef Moeller / Hermann Thoms (Hrsg.): Real-Enzyklopädie der gesamten Pharmazie. Handwörterbuch für Apotheker, Ärzte und Medizinalbeamte. Bd. 10. 2. Aufl. Berlin / Wien 1908, S. 70. Weitere Informationen über Bernegaus Militärzeit ließen sich aufgrund der schwierigen Quellenlage leider nicht ermitteln. Über das 10. Armeekorps sind nur wenige Unterlagen aus der Zeit des Ersten Weltkrieges erhalten geblieben, da ein Großteil der Überlieferungen zur Preußischen Armee im Jahre 1945 beim Brand des Heeresarchivs in Potsdam vernichtet wurde, vgl. hierzu Mitteilung Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg i. Br. 5 2011 D 11914 vom 23. Januar 2012.
- 38 N. N.: Personalnachrichten. In: Pharmazeutische Zeitung 48 (1903), S. 900.
- 39 N. N.: Personal-Notizen. In: Apotheker-Zeitung 20 (1905), S. 487 sowie Friedhelm Reinhard: Apotheken in Berlin. Von den Anfängen bis zur Niederlassungsfreiheit 1957. Eschborn 1998, S. 212. In der Literatur wird dagegen häufig irrtümlich das Jahr 1903 für die Konzessionserteilung angegeben; vgl. dazu Adlung / Urdang [wie Anm. 34] sowie Holz [wie Anm. 27]. Eine Lizenz zum Betrieb einer Apotheke in Hannover, wie sie González Lemus in seinem Werk über deutschsprachige Reisende, Naturforscher und Schriftsteller auf den Kanaren für die Jahre 1892 bis 1905 für Bernegau postulierte, konnte indes nicht nachgewiesen werden; vgl. dazu Nicolás González Lemus: Viajeros, naturalistas y escritores de habla alemana en Canarias. 100 años de historia, 1815–1915. Tegueste, Teneriffa 2003 (Dando pata; 2), S. 169. Nach Informationen des Niedersächsischen Landesarchivs, des Hauptstaatsarchivs Hannover, des Stadtarchivs Hannover sowie der Apothekerkammer Niedersachsen hat es dort in der fraglichen Zeit offensichtlich keinen Apothekenbesitzer namens Bernegau gegeben; vgl. dazu Mitteilung Niedersächsisches Landesarchiv, Hauptstaatsarchiv Hannover Nr. HA P37174 / 6605 vom 26. Januar 2012, Mitteilung Stadtarchiv Hannover Nr. 47.52.0101151 vom 19. Januar 2012 und Mitteilung Apothekerkammer Niedersachsen vom 4. Januar 2012. Aufgrund seiner Armeezugehörigkeit und häufigen Reisen in diesem Lebensabschnitt wäre der Betrieb einer Apotheke auch sehr unwahrscheinlich gewesen.
- 40 Kaiserliches Patentamt. Patentschrift Nr. 97057 vom 17. November 1896.
- 41 Kaiserliches Patentamt. Patentschrift Nr. 148096 vom 22. November 1901.
- 42 Kaiserliches Patentamt. Patentschrift Nr. 107529 vom 4. November 1898 sowie L[udwig] Bernegau: Über die Isolierung der Alkaloide aus der Kola-Nuss. In: Berichte der Deutschen Pharmazeutischen Gesellschaft 8 (1898), S. 403–406.
- 43 Kaiserliches Patentamt. Patentschrift Nr. 11311 vom 29. April 1899 sowie L[udwig] Bernegau: Ueber Kola in Verbindung mit Tabak. In: Apotheker-Zeitung 14 (1899), S. 565.
- 44 Kaiserliches Patentamt. Patentschrift Nr. 137060 vom 22. November 1901 sowie L[udwig] Bernegau: Studien über die Kolanuss. In: Berichte der Deutschen Pharmazeutischen Gesellschaft 18 (1908), S. 468–491, hier S. 488.
- 45 L[udwig] Bernegau: Mitteilungen über die Kolanuß. In: Jahresbericht der Vereinigung für angewandte Botanik 9 (1911), S. 166.
- 46 L[udwig] Bernegau: Ueber Kolanüsse. In: Apotheker-Zeitung 13 (1898), S. 680.
- 47 BArch R 150F-FA 1/164, fol. 189. Bericht Bernegaus an die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes vom 23. Januar 1906 sowie R 1001/8628, fol. 5. Begleitschreiben Bernegaus zur Übersendung eines Wertpakets mit Inhaltsstoffen aus Kameruner Kolanüssen an die Kolonialabteilung vom 25. Juli 1901.
- 48 L[udwig] Bernegau: Die Bedeutung der Kola-Nuss als Beifutterstoff in Verbindung mit aufgeschlossenen Körnerfrüchten. Altona 1897, S. 6.
- 49 BArch R 1001/8627, fol. 62–66. Bericht Bernegaus an die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes vom 16. April 1899; Bernegau [wie Anm. 53] sowie Ludwig Bernegau: Ueber Kola-Milch und kondensierte Kola-Milch. In: Apotheker-Zeitung 14 (1899), S. 563f.
- 50 BArch R 1001/8627, fol. 120–122 Bericht Bernegaus an die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes vom 8. August 1900.
- 51 BArch R 1001/8627, fol. 58f. Bericht Bernegaus an die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes vom 18. November 1897.
- 52 Bernhard Fischer / Carl Hartwich (Hrsg.): Hagers Handbuch der Pharmazeutischen Praxis für Apotheker, Ärzte, Drogisten und Medizinalbeamte. Bd. 1. 9. Abdruck. Berlin 1920, S. 919.
- 53 L[udwig] Bernegau: Die Kola-Nuss als Arznei- und Genussmittel. In: Apotheker-Zeitung 12 (1897), S. 405 sowie Bernegau [wie Anm. 49], S. 564.
- 54 Bernegau [wie Anm. 46], S. 681f.
- 55 Zu Leben und Werk von Hermann Friedrich Maria Thoms siehe Christoph Friedrich: Hermann Thoms. Idealer Lehrer voller Ideen. In: Pharmazeutische Zeitung 150 (2005), S. 4412–4414.
- 56 Bernegau [wie Anm. 53, 1899], S. 564 sowie Hermann Thoms: Untersuchung eines Bernegau'schen Kolapräparates. In: Berichte der Deutschen Pharmazeutischen Gesellschaft 8 (1898), S. 125–127.
- 57 Hannoversche Cakes-Fabrik H. Bahlens (Hrsg.): Erläuterungen zu den ausgestellten Präparaten der Hannoverschen Cakes-Fabrik in Hannover. Columbus-Weltausstellung in Chicago 1893. Hannover 1893, S. 11–14.
- 58 L[udwig] Bernegau: Darstellung von Kolapräparaten. In: Pharmazeutische Zeitung 42 (1897), S. 781 sowie Bernegau [wie Anm. 53, 1897], S. 405f.
- 59 Fischer / Hartwich (Hrsg.) [wie Anm. 52], S. 919f. sowie Hermann Thoms (Hrsg.): Handbuch der praktischen und wissenschaftlichen Pharmazie. Bd. 6.2.1. Berlin / Wien 1928, S. 1239–1241.
- 60 BArch R 1001/8627, fol. 17–19. Briefkopf eines Begleitschreibens der "Hamburg-Altonaer Nahrungsmittel-Gesellschaft m.b.H. Besthorn & Gerdtzen" an das Kaiserliche Gesundheitsamt vom 14. August 1897 zur Einsendung einer Probe Kolanüsse.
- 61 BArch R 1001/8629 [wie Anm. 14], fol. 344f. sowie Holz [wie Anm. 27].
- 62 Bernegau [wie Anm. 46]; Bernegau [wie Anm. 48] sowie L[udwig] Bernegau: Die Bedeutung der Kola-Nuss als Genuss- u[nd] Heilmittel, wie die Bedeutung der Kola-Kultur für die deutsch-afrikanischen Kolonien. Altona 1897.
- 63 BArch R 1001/8627, fol. 190–192. Bericht Bernegaus an die Kolonialabteilung vom 3. Juni 1901.
- 64 BArch R 150F-FA 1/164, fol. 190f. [wie Anm. 47] sowie R 1001/8629, fol. 27. Bernegau an das Reichskolonialamt am 13. April 1907.
- 65 Bernhard Schuchardt: Die Kola-Nuss in ihrer commerciellen, kulturgeschichtlichen und medicinischen Bedeutung. 2. Aufl., Rostock 1891, S. 60 u. S. 80f. sowie Carl Uffelman / Aloys Bömer: Die chemische Zusammensetzung der Colanuss. In: Zeitschrift für angewandte Chemie 7 (1894), S. 712.
- 66 BArch R 1001/8628, fol. 30. Bericht des Instituts für Infektionskrankheiten an die Kolonialabteilung vom 19. Dezember 1901 sowie R 1001/8628, fol. 58f. Bericht Bernhard Nochts an die Kolonialabteilung vom 17. Juli 1902.
- 67 L[udwig] Bernegau: Reiseskizzen aus den Tropen und Subtropen. In: Berichte der Deutschen Pharmazeutischen Gesellschaft 14 (1904), S. 419 sowie Bernegau [wie Anm. 44].
- 68 L[udwig] Bernegau: Über die Ananaskultur auf den Azoren. In: Der Tropenpflanzer. Zeitschrift für tropische Landwirtschaft 6 (1902), S. 387–394 sowie L[udwig] Bernegau: Über die Kultur der Batate auf den Azoren. In: Der Tropenpflanzer. Zeitschrift für tropische Landwirtschaft 6 (1902), S. 285–295.
- 69 L[udwig] Bernegau: Kriegs- und kolonialwirtschaftliche Mitteilungen. In: Berichte der Deutschen Pharmazeutischen Gesellschaft 28 (1918), S. 319 sowie [Ernst] Krueger: Gutachten des Regierungsarztes Krueger über das Bernegausche Togo-Simaruba-Extract. In: Amtsblatt für das Schutzgebiet Togo 2 (1907), S. 48.
- 70 Unter Schwarzwasserfieber wird eine selte-

- ne, aber lebensbedrohliche Komplikation der Malaria tropica (perniziösen Malaria) mit bis heute nicht vollständig geklärter Ätiologie verstanden. Plötzlicher, massenhafter Zerfall von Erythrozyten (Hämolyse) verursacht Hämoglobinurie mit schwarz-braunem Urin, begleitet von hohem Fieber, Schüttelfrost, Ikterus, Muskel-, Milz- und Leberschmerzen, Anurie sowie möglichem Nierenversagen. Als Ursache wird eine Überempfindlichkeit gegenüber verschiedenen Antimalariamitteln, insbesondere Chinin, vermutet, s. Dagobert Tutsch: Hexal Lexikon der Medizin. Genehmigte Sonderausgabe für Hexal, Holzkirchen 1991, S. 522 sowie Maxim Zetkin / Herbert Schalldach: Wörterbuch der Medizin. Bearb. v. Heinz David [und anderen]. 15. Aufl. Berlin 1992, S. 1910.
- 71 [Ludwig] Bernegau: Mitteilungen über einen Fieberthee. In: Berichte der Deutschen Pharmazeutischen Gesellschaft 10 (1900), S. 213f.
- 72 [Ludwig] Bernegau: Kola in Kamerun. In: Der Tropenpflanzer. Zeitschrift für tropische Landwirtschaft 4 (1900), S. 127–129.
- 73 BArch [wie Anm. 14], S. 345–347; Holz [wie Anm. 27], S. 233f; N. N.: Nachruf auf Ludwig Bernegau. In: Apotheker-Zeitung 38 (1923), S. 136 sowie J. v. Puttkamer: Gouverneursjahre in Kamerun. Berlin 1912, S. 205.
- 74 BArch R 1001/8627, fol. 169–172. Kaufvertrag zwischen dem Gouvernemen von Kamerun und Ludwig Bernegau vom 13. Januar 1901 nebst Genehmigungsvermerk der Kolonialabteilung vom 7. April 1901 sowie [Ludwig] Bernegau: Mitteilungen über eine Reise nach West-Afrika. In: Apotheker-Zeitung 16 (1901), S. 725f.
- 75 BArch R 1001/8627, fol. 138. Antrag Bernegaus an die Kolonialabteilung vom 13. September 1900.
- 76 BArch R 1001/8627, fol. 87f. Antrag Bernegaus an die Kolonialabteilung vom 24. April 1900. S. hierzu Fischer [wie Anm. 9], S. 204.
- 77 BArch R 1001/8629 [wie Anm. 14], fol. 345 sowie Holz [wie Anm. 27], S. 233f.
- 78 Ulrich Kruse: Die Pharmazie im Rahmen der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Ärzte 1822–1938. Stuttgart 2001 (Schriftenreihe zur Geschichte der Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte; 8), S. 206f. u. S. 248f.
- 79 Bernegau [wie Anm. 72], S. 120–130; Bernegau [wie Anm. 68]; [Ludwig] Bernegau: Reiseeindrücke aus dem Yorubalande. In: Der Tropenpflanzer. Zeitschrift für tropische Landwirtschaft 8 (1904), S. 438–447 sowie [Ludwig] Bernegau: Studien über die Kolanuss im Yorubalande. In: Der Tropenpflanzer. Zeitschrift für tropische Landwirtschaft 8 (1904), S. 353–373.
- 80 Bernegau [wie Anm. 42]; [Ludwig] Bernegau: Studien über die Kola. In: Berichte der Deutschen Pharmazeutischen Gesellschaft 10 (1900), S. 80–91; Bernegau [wie Anm. 67], S. 419–439 sowie Bernegau [wie Anm. 44], S. 468–491.
- 81 [Ludwig] Bernegau: Die Kolanuss als tropische Kulturpflanze. In: Jahresbericht der Vereinigung für angewandte Botanik 5 (1907), S. 86–95; [Ludwig] Bernegau: Zwei- und mehrteilige Kolanüsse. In: Jahresbericht der Vereinigung für angewandte Botanik 7 (1909), S. 141–151 sowie Bernegau [wie Anm. 45], S. 164–173.
- 82 Bernegau [wie Anm. 62] sowie [Ludwig] Bernegau: Ueber tropische Früchte. Hannover 1901.
- 83 Holz [wie Anm. 27].
- 84 Ludwig Bernegau: Deutschlands Kolonialarbeit vor dem Weltkriege. In: Hermann Thoms (Hrsg.): Handbuch der praktischen und wissenschaftlichen Pharmazie. Berlin 1924. Bd. 1. S. 226–232.
- 85 Adlung und Urdang geben irrtümlich 1920 als Todesjahr an, vgl. Adlung / Urdang [wie Anm. 34]; zum genauen Todesdatum vgl. Landesarchiv Berlin P Rep. 570 Nr. 1565. Sterbeurkunde Nr. 1009 Ludwig Bernegau sowie Holz [wie Anm. 27], S. 233f.

Abbildungsverzeichnis:

- Abb. 1: Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, I. HA Rep. 76 Kultusministerium. VIII B Nr. 1086. Pharm. Prüfungskommission in Bonn. Bd. 3 (1880–1900).
- Abb. 2: Pharmazeutische Zeitung 51 (1906), S. 338.
- Abb. 3: Deutsches Patent- und Markenamt. DPMA DE000000107529A. Kaiserliches Patentamt. Patentschrift Nr. 107529 vom 4. November 1898.
- Abb. 4: Apotheker-Zeitung 12 (1897), S. 730.
- Abb. 5: Hannoversche Cakes-Fabrik H. Bahlens (Hrsg.): Erläuterungen zu den ausgestellten Präparaten der Hannoverschen Cakes-Fabrik H. Bahlens in Hannover. Columbus-Weltausstellung in Chicago 1893. Hannover 1893.

Abb. 6: Der Tropenpflanzer. Zeitschrift für tropische Landwirtschaft 2 (1898), S. 2* [zwischen S. 168 und S. 169].

Abb. 7: Vorschlag zur Einrichtung einer Gouvernements-Apotheke in Lomé. Aus: BArch R 150F-FA 1/164, fol. 233.

Abb. 8: BArch R 1001/8627, fol. 169–172.

Abb. 9: BArch R 1001/8627, fol. 171.

Keynotes

Colonial pharmacy - Pharmacy Studies in Bonn - Military Pharmacy - Position of Military Pharmacists - Pharmaceutical trade in Berlin - Kolanut - Kola preparations - Colonial-economic Committee - Cameroon - Togo- Colonial Administration

Summary

The present article offers for the first time a biography of the pharmacist and food analyst Ludwig Bernegau (1860–1923) who earned significant merits in the area of German colonial economics.

Born in the Lower Rhine region, Bernegau studied pharmacy in three terms in Bonn with Otto Wallach, 1885/86 he passed the German State Examination. After two more terms of studies in hygiene with Robert Koch, Bernegau worked as corps pharmacist for the Prussian military. In 1903 he received a concession for a pharmacy in Willmersdorf-Hallensee at Kurfürstendamm which he ran until 1923.

Bernegau owned several Reich patents for the production of food like margarine and for the use of Kola nuts. He worked intensely on the development of various Kola preparations. Bernegau went on study trips to the German colonies Cameroon and Togo. Along with his colonial-scientific studies he held lectures and wrote several publications, especially for Hermann Thoms' „Handbuch der praktischen und wissenschaftlichen Pharmazie“ (Handbook of practical and scientific Pharmacy).

Anschrift der Verfasser:

André Schön
Prof. Dr. Christoph Friedrich
Institut für Geschichte der Pharmazie,
Roter Graben 10,
35032 Marburg
E-Mail: ch.friedrich@staff.uni-marburg.de
andre.schoen@Staff.Uni-Marburg.DE

Wir Erinnerung: Zum 100. Todestag des Lübecker Apotheker Siegfried Seligmann Mühsam

„Ich muss hoffen, dass er stirbt“

**Der linksanarchistische Schriftsteller und Apothekergehilfe
Erich Mühsam und seine Apotheker- und Ärztemisopoche im
Spiegel seiner Tagebuchaufzeichnungen.**

DÜSSELDORF (Frank Leimkugel) | Vor 100 Jahren verstarb Apotheker Siegfried Mühsam am 20. Juli 1915 in Lübeck. Mit dem Namen Mühsam wird in linksintellektuellen Kreisen allerdings spontan der Vorname seines Sohnes Erich verknüpft. Der jüdische Anarchist, Dichter, Schriftsteller, Bürgerschreck und Protagonist der Münchener Räterepublik war aber darüber hinaus in der DDR ein Symbol für einen linken Vordenker, der sich von seinem familiären bürgerlichen Umfeld abgesetzt hatte. Neuauflagen seiner Werke, ein Kurzfilm, zahlreiche nach ihm benannte Straßen, aber auch ein Artillerieregiment in Rostock zeugen vom Andenken des „Arbeiter- und Bauernstaates“ an den Lübecker Apothekersohn (Artillerieregiment 8 Erich Mühsam – Rostock – früher als AR 16 in Prora auf der Insel Rügen stationiert). Letzteres hätte sich der überzeugte Pazifist indes vehement verboten.

So umfangreich die Kenntnisse um das künstlerische und politische Lebenswerk Mühsams sein mögen, so wenig ist über seine Familiengeschichte bekannt, sieht man einmal von der Tatsache ab, dass sein Vater Apothekenbesitzer und angesehenes Mitglied der Lübecker Bürgerschaft war. Man kann sich unschwer vorstellen, was es für eine um Assimilation bemühte bürgerliche Lübecker Apothekerfamilie bedeuten musste, dass sich der jüngste Sohn und vermeintliche Apothekenerbe den Normen des

patriarchalischen, kaisertreuen Vaters widersetzte und sich offen zur jüdischen Herkunft und sozialanarchistischen Denkweisen bekannte. Vor allem hatte der Vater im Vorfeld des Ersten Weltkrieges schwer daran zu tragen, einen linken, unterdessen berühmten Pazifisten seinen Sohn nennen zu müssen. Insofern liefert der Blick in das Innenleben der Lübecker Familie Mühsam ein Stück Zeitgeschichte, das anhand von Tagebüchern, Briefen und Erinnerungen nachgezeichnet werden kann. Um dieses Bild lebendig zu gestalten, sollen zunächst die Protagonisten im Einzelnen vorgestellt werden.

die Familie mühsam

Das janusköpfige Verhältnis des am 2. September 1838 in Landsberg/ Oberschlesien geborenen Siegfried Seligmann Mühsam zu seiner jüdischen Herkunft spiegelt sich bereits in seinen Vornamen wider: Seine Eltern Moritz und Charlotte Mühsam wählten Siegfried als urdeutschen Vornamen schlechthin und Seligmann im Andenken an seinen Urahnen Pincus Seligmann Pappenheim, dem von Friedrich dem Großen im Jahre 1785 der bürgerliche Name Mühsam verliehen worden war.¹ Siegfried hatte bereits als Soldat im Feldzug gegen Österreich 1866 erfahren müssen, dass man ihm aufgrund seiner jüdischen Herkunft eine ihm zustehende Kriegsauszeichnung verwehrte, sodass er fortan die Balance zwischen Assimilation und Traditionsbewusstsein lebte.

Diese Kränkung muss Siegfried stets begleitet haben, denn er legte 1891 eine „Sammlung gegen den Antisemitismus“, bestehend aus Zeitungsausschnitten über nichtjüdische Verbrecher an, denen er folgende Verse widmete:²

Vor der Zeit der Israeliten
Gab es keine Antisemiten.
Die Heiden damals niemals luden
Zu ihren Festen einen Juden.
Nicht sah man auf Verbrecherbahnen
Agrarier und Urgermanen.
Jedoch sich heute überbieten
hohle Köpfe, Antisemiten,
in ihren Reden und Berichten
den Juden Böses anzudichten.
Doch ist's nicht schwierig zu ergründen,
Wo welche Schurken sind zu finden:
Nicht suchet sie in Judenkreisen;
Die Sammlung hier wird es beweisen,
dass des Antisemitismus Stützen
größtenteils im Zuchthaus sitzen.
Nicht allen, die hier aufgeführt,
Der Titel „Antisem“ gebührt.
Leute, die an Not nicht leiden
Gar zu oft allein bekleiden
Ämter, Würden und dergleichen,
Die die Juden nie erreichen.
Reichlich viel illustre Namen
Häufig in Berührung kamen
Mit Gesetzesparagrafen,
Die da handeln von den Strafen.

Gedicht S. Mühsams gegen den Antisemitismus,
1891 (Stadtarchiv Lübeck, Familienbestände Akte
Familie Mühsam-Landau)

Siegfrieds Neffe Paul Mühsam, Görlitzer Jurist und Schriftsteller, erinnert sich: „Es lag in der Zeit begründet, dass mein Onkel nach außen hin wenig von seinem Judentum zur Schau trug. Er war keineswegs der Typ des Assimilationsjuden, der sein Judentum geflissentlich zu verbergen suchte – dazu war er eigentlich viel zu sehr mit jüdischer Familientradition verbunden – aber er legte der Allgemeinheit gegenüber keinen Wert darauf, sondern versuchte sich in die christliche Umwelt einzugliedern.“³ Siegfried Mühsam hatte es gegen den Willen seines Vaters, eines Kaufmanns, mit Unterstützung einer Tante durchgesetzt, das Gymnasium zu besuchen, um späterhin Pharmazie in Königsberg zu studieren. Seine Tochter Charlotte berichtet:

„Während des Studiums musste er sich recht quälen, denn das Geld, das er sich dafür ersparen konnte, war sehr knapp bemessen. Er war nicht in der Lage, ein Zimmer für sich allein zu bewohnen, er musste es mit anderen Studenten, die ebenso wenig besaßen wie er, teilen“.⁴ Mühsam erhielt die pharmazeutische Approbation im Jahre 1866, als es für Juden noch nicht alltäglich war, den Apothekerberuf zu ergreifen. Nach dem Österreichisch-Preußischen Krieg übernahm er eine Apotheke in Tilsit, bevor er ins liberale Berlin zog, wo er 1871 die Adler-Apotheke in der Brunnenstraße erwarb.⁵ Im Jahre 1879 zog die Familie zur Übernahme der St. Lorenz-Apotheke nach Lübeck und wurde hier sesshaft.⁶ Mühsam trat als Verfasser eines Apotheken-Manuals auch fachschriftstellerisch in Erscheinung und engagierte sich in der Prüfungskommission für „Apothekergehülfen“, in der Lübecker Bürgerschaft sowie in der Freimaurerloge „zur Weltkugel“ (1779 als Abspaltung der „Loge zum Füllhorn“ gegründet). Nach dem Verkauf der St. Lorenz-Apotheke im Jahre 1895 übernahm Mühsam das Amt eines Apothe-



abb. 2: St. Lorenz-Apotheke in Lübeck mit Mühsams handschriftl. Notiz

kenrevisors und war außerdem als Lebensmittelchemiker tätig. Die Brustkrebserkrankung seiner Frau Rosalie, geborene Cohn, war ein schwerer Schlag für ihn; sie überlebte die Erkrankung nicht und starb 1899 im Alter von nur 50 Jahren. Siegfrieds sozial engagierter und zionistisch gesinnter ältester Sohn Hans Günther Mühsam wurde am 15. Juli 1876 in Berlin geboren. Seine Kindheit und Jugend verbrachte er in Lübeck. Trotz der Assimilationsbemühungen

Siegfrieds gab es in Lübeck eine strikte gesellschaftliche Trennung zwischen Juden und Nichtjuden. Hans wurde der Schulbesuch durch antisemitische Mitschüler vergällt, die, so berichtet seine Schwester Charlotte: „von ihm abrückten, [...] sich die Nase zuhielten, wegen 'Knoblauchgeruch' und ihn in jeder Weise bis zu seinem Abgang quälten. Hans war jähzornig, weichherzig, fleißig und gewissenhaft. Eigentlich hätte er lieber Mathematik oder Astronomie studiert, doch unsere Eltern überzeugten ihn vom Medizinstudium“.⁷

Das erste Semester studierte Hans in Berlin und nahm des Öfteren die Gelegenheit wahr, seinen Cousin Paul zu treffen. Paul Mühsam (Brandenburg 1876 – 1960 Jerusalem) studierte Jura in Freiburg, München und Berlin. Im Jahre 1900 wurde er zum Dr. jur. promoviert und ließ sich im Jahre 1905 in Göttingen nieder. Im Februar 1909 eröffnete er in Dresden eine eigene Kanzlei. Während des Ersten Weltkrieges arbeitete Paul Mühsam in Berlin beim Roten Kreuz, kehrte Ende 1918 nach Göttingen zurück und begann Bücher über die Situation der Bevölkerung zu schreiben. 1920 wurde er als Notar vereidigt und arbeitete von 1932 bis 1933 auch als Übersetzer verschiedener Bücher. Sein bekanntestes Werk war das 1989 postum im Union-Verlag zu Berlin erschienene Buch *Ich bin ein Mensch gewesen*.⁸ Über die gemeinsame Zeit mit Hans in Berlin berichtet Paul:

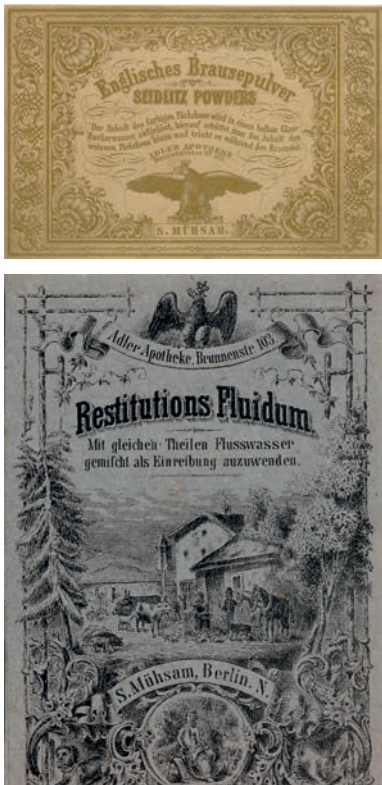


abb 1: Etiketten der Mühsam'schen Adler-Apotheke in Berlin

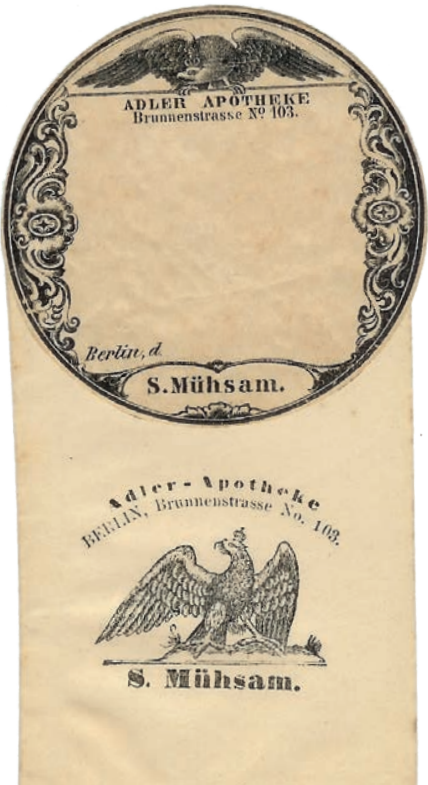




abb. 3: Hans, Charlotte, Erich und Cousin Paul Mühsam 1895 v.l.n.r.

„Die Abende verbrachte ich meist mit meinem Vetter Hans Mühsam, der nur dieses eine Semester in Berlin studierte, um im nächsten nach Kiel zu gehen. Dieser natürliche, ganz wesentliche, prachtvolle Mensch war mir immer ein lieber Freund, mit dem ich mich gut vertrug und viel anregende juristische und mehr noch medizinische Gespräche führte. Er war Naturwissenschaftler und Mediziner mit Leib und Seele, und unsere biologischen Erörterungen, die mich ganz außerordentlich fesselten, haben mich sehr in meiner weltanschaulichen Entwicklung gefördert“.⁹

Im Jahre 1900 erhielt Hans-Günther Mühsam die medizinische Approbation und übernahm eine Stelle am Jüdischen Krankenhaus in Berlin. Nach dem Ersten Weltkrieg ließ er sich als praktischer Arzt in Berlin nieder und heiratete die beste Freundin seiner Schwester, Minna Adler (Lübeck 1883 – 1968 Haifa). Deren Vater Ephraim Adler (1855 – 1910) war niedergelassener Allgemeinmediziner und orthodoxes Mitglied der israelitischen Kultusgemeinde zu Lübeck; dessen Schwager wiederum, der Stammvater der berühmten Rabbinerfamilie Salomon Carlebach (1845 – 1919), hatte das Lübecker Rabbinat inne. Über Minna und deren Familie berichtet Charlotte Mühsam in ihren Erinnerungen:

„Mein Vater litt sehr unter dem Verlust meiner Mutter, so dass wir ein trauriges Leben führten. Da war mir die Freundschaft zu Minna Adler, die

damals ein bildschönes, immer vergnügtes Mädchen war, ein großer Halt. Es war für mich ein Glück, dass ich im Adler'schen Hause Jugend und Frohsinn fand und dem Druck, der auf unserem lastete, entzogen wurde. Minnas Vater [...] war ein geschätzter Arzt und wurde von Juden und Christen gleichermaßen verehrt. Sein Einfluss auf uns junge Menschen war groß. Er war ein frommer, traditionstreuer Jude. Im Adler'schen Hause erlebte ich zuerst die Schönheit von Jomtov (hebr.: guter Tag, Terminus für die jüdischen Feiertage) und Schabbat“.¹⁰ Hans-Günter und Minna emigrierten 1938 nach Palästina und lebten bis zu ihrem Tod 1957 bzw. 1968 in Haifa. Sie pflegten eine enge Brieffreundschaft mit Albert Einstein, mit dem sich Hans in seinen Berliner Zeiten angefreundet hatte.¹¹

Die ältere Schwester Erichs, Margarethe, heiratete den Lübecker Arzt Julius Joel (1867 – 1933), die jüngere Schwester Charlotte den Anwalt Leo Landau. Charlotte engagierte sich stark in der Lübecker Bürgerschaft, in die sie als erste Frau gewählt wurde und war im Jüdisch-Nationalen Frauenverein als Vorsitzende der Kindervolksküche tätig. Neben ihrem zeichnerischen Talent war sie auch sozialpolitisch interessiert. Schon bald nach deren Gründung trat sie in die Deutsche Demokratische Partei ein und vertrat diese von 1919 bis 1921 als Abgeordnete in der Lübecker Bürgerschaft. Sie war eine der ersten weiblichen Abgeordne-

ten und das einzige jüdische Mitglied der Bürgerschaft in dieser Wahlperiode. Bis 1933 gehörte sie dem Ausschuss für das Gesundheitsamt an. Ihr Mann Leo Landau hatte lange vor der Emigration ein Haus und Grundstück auf dem Carmelberg in Haifa erworben, in das das Ehepaar nach der Emigration 1933 einziehen konnte. In das Haus der Landaus zogen späterhin auch Hans und Minna.

Erich mühsams tagebuch

Vor etwas mehr als 100 Jahren begann der jüngste Sohn, Erich Mühsam, ein Tagebuch zu schreiben. Dass die Aufzeichnungen seit einiger Zeit sukzessive veröffentlicht werden, ist ein Glücksfall, denn sie erlauben einen Einblick in das Verhältnis zu Erichs Eltern und Geschwistern.¹² Als Grund, ein Tagebuch zu führen, schreibt Mühsam am 3. Oktober 1910:

„Sollen diese Tagesaufzeichnungen für mich selbst als Erinnerungsstützen Wert haben, so müssen sie ehrlich sein, die notierten Ereignisse niemals fälschen und für mein gegenwärtiges Erleben wichtige Vorgänge nicht verschweigen. Die Rücksicht darauf, daß die Notizen einmal publiziert werden könnten, darf nichts entscheiden. Steht schon manches in diesem Heft, was die Veröffentlichung in den nächsten Jahrzehnten sowieso ausschließt, so werde ich mich auch nicht abschrecken lassen, Sachen einzutragen, die die Drucklegung zu meinen Lebzeiten – und vielleicht noch lange darüber hinaus – überhaupt verbieten. Ob sich in 80 oder 100 Jahren mal jemand findet, der meine Tagebücher der öffentlichen Mitteilung für wert halten und herausgeben wird, kann ich nicht wissen. Niemand, der aus dem Tagesgeschehen und -Erleben heraus Notizen schreibt, kann deren Kulturdauer ermessen. Über den Wert von Tagebüchern entscheidet nicht das Talent des Verfassers – denn die Zusammenhanglosigkeit der Bemerkungen hindert doch die Entstehung eines literarischen Meisterwerks –, sondern der Rhythmus der allgemeinen und persönlichen Ereignisse, die registriert

werden. Also ich will ehrlich sein, so weit ich es von mir selbst nur kann, und ich will auch nicht vor einer Entblößung meiner Geschlechtlichkeit haltmachen“.

Erich Mühsam wurde am 6. April 1878 in Berlin geboren. Neujahr 1879 zog die Familie in die Hansestadt Lübeck, wo er gemeinsam mit seinem Bruder Hans das humanistische Katharineum-Gymnasium besuchte. In ihren Memoiren beschreibt seine Schwester Charlotte das spätere schwarze Schaf der Familie durchaus liebevoll:

„Mein Bruder Erich zeigte schon als kleiner Junge eine große Intelligenz. Meine Eltern waren deshalb enttäuscht, dass er in der Schule nicht lernen wollte und durchaus faul war. Nur die Fächer, die ihn interessierten, wie Deutsch, fanden ihn eifrig. In seiner Gutmütigkeit und Geltungssucht ertrug er alle Hänseleien in der Schule. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, dass meines Vaters Stellungnahme zu den Zensuren, die Erich nachhause brachte, und zu seinen dummen Streichen die Ursache waren zu der Opposition gegen alles, was sich ihm als Autorität erscheinen wollte. Erich war als Knabe sehr schwächlich, er hatte eine krumme Haltung und auffallend dünne Beine, die ihm den Spitznamen ‚Spinne‘ einbrachten. Er war immer gefällig und gut und nicht nachtragend. In der Schule hatte er es nie gut. Einige Lehrer quälten ihn maßlos, ohne, dass er darüber zuhause etwas gesagt hätte. Aus Furcht vor Strafe verheimlichte er schlechte Zensuren, verstrickte sich dadurch in Lügen und entfernte sich von der Familie. Erich blieb einige Male in der Schule sitzen und musste sie schließlich verlassen“.¹³

Erichs angespanntes Verhältnis zum Vater

Kurz nach Beginn seiner Tagebuchaufzeichnungen beschreibt der 32jährige anlässlich des 72. Geburtstags des Vaters erstmals sein Verhältnis zu ihm: [Freitag 2. September 1910]

„Meines Vaters 72. Geburtstag. Das Datum weckt in mir Gefühle, die fernab sind von kindlicher Freude und fröhlicher Mitfeier. Bei allen guten Gefühlen, die ich mir noch für meinen Vater erhalten habe, bei allem Respekt vor vielen Zügen seines Charakters, bei aller Sympathie, die wohl im Blut liegt, bei allem Mitleid an den mancherlei Nöten, die er trägt, an denen selbst, zu denen ich Ursache bin – das Gefühl der Dankbarkeit, das doch im Empfinden der Kinder gegen die Eltern als das natürlichste gilt, ist mir völlig verlorengegangen. Wenn ich mich frage, wofür soll ich ihm danken?, so fällt mir in der Tat nichts ein außer der Tatsache, daß er mich gezeugt hat [...] Daß er mich ernährt hat, erhebt ihn, der es ohne Not konnte, nicht über andere Menschen, nicht über arme Tagelöhner, die viele Kinder vor Hunger schützen und liebend betreuen. Daß er mir einige Schulbildung ermöglichte, so lange, bis ich selbst mich voll Ekel aus der Schule davonmachte, das ist kein Grund zu Dankgesängen [...] Für seine Erziehung? Es steigt etwas wie Haß in mir auf, wenn ich daran zurückdenke, wenn ich mir die unsagbaren Prügel vergegenwärtige, mit denen alles, was an natürlicher Regung in mir war, her-

ausgeprügelt werden sollte. Man konnte meine Neigung, Bücher zu lesen. Nie erhielt ich welche geschenkt, und als man dahinterkam, daß ich nachts heimlich aufstand, an den Bücherschrank der Eltern ging und mir die Werke Kleists, Goethes, Wielands, Jean Pauls herausholte, da verschloß man den Schrank und nahm mir auch die einzige Möglichkeit, meine heiße Sehnsucht zu befriedigen. Geld bekam ich nie in die Hand. Als ich es mir dadurch erswindelte, daß ich vorgab, hier und da Schreibhefte, Bleistifte usw. zu gebrauchen, da wurde ich in der grauenhaftesten Weise geschlagen [... Mir war] eine dreifache Auflage von Prügeln zudiktirt worden, das heißt, ich hatte an drei Tagen hintereinander mich zum Empfang der Strafe zu melden. Etwas Haarsträubenderes an viehischer Grausamkeit ist wohl nie ausgesonnen worden, und ich war wohl zwölf, dreizehn Jahre alt, voll kindlicher erwachender Sehnsucht und tiefer empfindend als andere Jungen. In der Schule war ich faul wie die Sünde [...] Hätte ich verständnisvolle Lehrer – womöglich Privatlehrer – gehabt, ich hätte gern und mit Hingebung gelernt [...] Und ich ging hinaus und hielt mich schadlos für alles durch ausgelassene



abb. 4: Mühsam'sche Familienszene ca. 1895: Margarethe, Siegfried, Erich, Hans, Onkel Leopold Cohn, Charlotte und Rosalie Mühsam v.l.n.r.

Streiche, durch alle möglichen Erfindungen des Unfugs, und immer wieder gab es Strafen und Tadel, und das Lernen wurde mir zum Ekel und das Leben so früh schon zum Überdruß. Und immer wußte ich doch dabei, wer ich war. Stets fühlte ich den Erlesenen in mir, den, dem unter allen Großes vorbehalten war [...] Als ich Quartaner war, sollte ich Musikunterricht haben. Das Instrument durfte ich selbst wählen und wählte das Cello. Ein Vierteljahr hatte ich Stunden, dann aber brachte ich ein schlechtes Zeugnis heim, und es hieß, die Musik halte mich von den Schularbeiten zurück. So wurden die Celli-Stunden eingestellt, und ich kann bis zum heutigen Tag kein Instrument spielen [...] Dann machte ich den dummen Streich, der meine Relegation aus der Untersekunda zur Folge hatte [...] Und als ich dann einmal in den Ferien zu Hause war und kam von einem Lachwehrkonzert erst um viertel nach zehn zurück, da machte mein Vater selbst die Korridor-tür auf und empfing mich – den achtzehnjährigen Menschen, weil ich eine Viertelstunde zu lange ausgeblieben war, mit einer schallenden Ohrfeige! Die brennt mir heut noch im Gesicht, wenn ich daran denke [...] Ich wollte Schriftsteller werden, beichtete ich meiner Mutter, als ich glaubte, ich würde es in der Apothekerlehre nicht mehr aushalten [...] Schließlich hieß es: Gut, mach dein Gehilfenexamen, dann darfst du Schriftsteller werden“.¹⁴

Wegen „sozialistischer Umtriebe“ wurde Erich der Schule verwiesen und beendete seine Laufbahn mit der Obersekundareife im mecklenburgischen Parchim. Auf Wunsch und Drängen seines Vaters begann er eine Apothekerlehre in Lübeck, da er die Apotheke des Vaters übernehmen sollte, um somit die einträgliche Kapitalanlage für die Familie zu bewahren.

Mühsam schreibt weiter:

„Die Mutter starb. Um den Vater in seinem Gram nicht zu kränken, gab ich meiner Schwester Margarethe das heilige Versprechen, bis zum Examen würde ich mich von aller Literatur und allen Interessen, die mich beweg-

ten, fernhalten, bis zum Gehilfenexamen“.

Unglücklich über die versagte Schriftstellerlaufbahn beendete er seine Lehre als Apothekergehilfe und ging 1901 Berlin, um endlich seine berufliche und sexuelle Freiheit zu leben und als Schriftsteller zu arbeiten.

Nun berichtet Erich Mühsam in einem Eintrag vom 2. September 1910 vom demütigenden Schriftstellerleben:

„Jetzt war ich Schriftsteller. Mein Vater in Verzweiflung. Er wollte mich aushungern. Gott sei Dank war ich

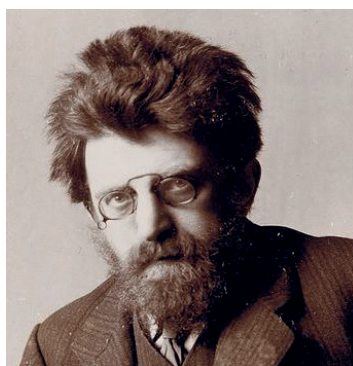


abb. 5: Erich Mühsam, um 1930

stärker. Bis jetzt – zehn Jahre lang – bin ich Sieger geblieben in dem Kampf. Hundert Mark gibt er mir monatlich. Gibt er mir? Ach, nachdem er mir das Fünf- bis Sechsfache genommen hat. Als ich mündig wurde, ließ er mich den Verzicht auf die Zinsen des großväterlichen Erbes unterschreiben, weil es unrecht sei, daß dem Vater diese Erbschaft zugunsten der Kinder entzogen sei. Konnte ich, als ich das unterschrieb, ahnen, in welche Not ich dadurch kommen würde? Gewiß, mich trifft an vielem selbst die Schuld. Wäre ich wie andere Leute ohne Sentiment für den Vater, ich hätte längst prozessiert, wäre längst zu meinem Erbteil gekommen. Müßte ich mich später auch aus dem väterlichen Reichtum mit dem Pflichtteil begnügen – das wird immer noch mehr sein, als alle meine Freunde haben –, meine besten Jugendjahre wären nicht verkümmert und versauert worden. Nun sitze ich da, mit 32 Jahren, immer noch von heute auf morgen in Angst, wovon leben? [...] Soll ich dem Vater

den Tod wünschen? Ich weiß nicht. Ich habe keine Sentimentalitäten, die mich daran hinderten. Am Ende bin ich jung und habe zwar nicht mehr das Leben (das ist verpfuscht), hoffentlich aber doch noch wertvolle Strecken des Lebens vor mir – und viele Arbeiten, zu denen ich Muße und Freiheit von Not und Entbehrung brauche. Er aber hat alles hinter sich. Schon hat sich das Alter bei ihm mit einer gefährlichen Herzschwäche gemeldet. Davon ist er wieder gesund geworden. Was ich ihm heute wünsche, ist ein heiterer Beschluß des Lebens, aber kein langes Verweilen mehr“.

Mühsam entwickelte sich schnell zu einem literarisch und politisch aktiven Vertreter des deutschen Anarchismus und schloss sich dem Dichterkreis „Die neue Gemeinschaft“ an, in dem auch die Freundschaft mit Gustav Landauer (1870 – 1919, Anarchist und führender Protagonist der Münchner Räterepublik) begann. 1902 zog er nach Friedrichshagen, trat dem dortigen Dichterkreis bei und wurde Redakteur der anarchistischen Zeitschrift *Der arme Teufel*.¹⁵ Seine politischen Ansichten waren geprägt von Autoritätenhass und Verbundenheit zu sozial Benachteiligten, insbesondere dem von Karl Marx so genannten „Lumpenproletariat“. Schon früh geriet Mühsam unter regelmäßige polizeiliche Kontrolle. Nach einigen Jahren der Wanderschaft mit Kontakten auch zu ausländischen anarchistischen Gruppen lebte Erich Mühsam von 1908 bis 1919 in München, Teile dieser Jahre verbrachte er im Gefängnis. Das Verhältnis des selbsternannten Außenseiters zu seinen Eltern und dem großen Bruder war einerseits geprägt von der finanziellen Abhängigkeit des unter chronischem Geldmangel leidenden Künstlers, andererseits aber auch von den äußerst kritischen Kommentaren seiner schriftstellerischen Ergüsse durch Hans, den zwei Jahre älteren Bruder.

Über Hans schreibt Erich am 17.09.1910:

„Er glaubt durchaus an sich selbst, und ich habe keinen Zweifel, daß es

Menschen giebt, die von Natur aus zur Erkennung und Heilung von Krankheiten begabt sind und daß dieser Bauer ein solcher Mensch ist. Auch werden mir die wissenschaftlichen Rationalisten von der Sorte meines Bruders im Leben nicht weismachen, daß alle seelische Einwirkung – die noch gar nicht immer Suggestion zu sein braucht – Humbug und Hokuspokus sei. So weit sind wir noch nicht in der Erkenntnis der Dinge, um irgend etwas Frommes als falsch und schwindelhaft erledigen zu dürfen“.

Da sich neben Hans auch die gut verdienenden Schwestern und Schwäger an der Alimentierung des Bruders beteiligen, treffen Erichs Klagen alle seine Geschwister wegen konditionierter Finanzierung des Lebenswandels. So jammert er am 27. September 1910: „Ich bin tief empört, und diese Gemütsstimmung danke ich natürlich wieder der lieben Familie. Da bringt mir das Mädel [i. e. seine Freundin] einen Brief meines teuren Bruders ans Bett, in dem er mir nun die gnädige Bereitschaft der Geschwister kundgiebt, mir monatlich je 25 Mk Zuschuß zu gewähren. Schön. Sehr schön! – Aber, – da man ja nie wissen kann, und damit das Geld auch ausschließlich für mich verwendet wird, und weil es ja so sehr wichtig ist und auf daß ich das geschwisterliche Opfer nun auch ganz würdige und anerkenne, soll der Monatswechsel nicht an mich, sondern direkt an die Pensionsmama geschickt werden: natürlich nur die 130 Mk, die die Pension kostet, die andern 45 Mk an mich direkt. Diese neueste geschwisterliche Liebesleistung übertrifft doch wieder alles Dagewesene. Ich muß mich also, um das Almosen zu verdienen, sogar mit dem 100 Markwechsel, den ich bisher bedingungslos bekam, unter Kuratel begeben“. Da die Themen Geld und Politik in der direkten Kommunikation mit seinen Schwestern Margarethe und Charlotte keine Rolle spielen, fehlten die Konfliktpotenziale, so dass sich insbesondere zu Margarete, die mit dem Arzt Julius Joel verheiratet war, ein entspanntes und warmherziges Verhältnis erhielt.

So notierte Erich am 28.9.1910: „Aus Lübeck eine Karte von Grethe und Julius, aus der ich ersehe, daß Papa wieder recht wohl ist und seinen Tätigkeiten fleißig folgt. Ferner als Drucksache zwei Exemplare der Beilage zum „General-Anzeiger“, „von Lübecks Türmen“, die viele Ansichten aus Parchim enthalten. Eine nette Erinnerung an meine Obersekunda-Zeit [...] Grethe war mir von jeher die liebste von meinen Geschwistern. Sie hat irgendetwas Unphiliströses, was ihr bessere und anständigere Gefühle giebt als Hans und Charlotte haben, die von Papa eine entsetzliche Engherzigkeit geerbt haben“.

Diese permanente Frage, „wie kann ich beim vermeintlich reichen Vater Geld locker machen?“, steht im Vordergrund zahlreicher Tagebucheintragungen, insbesondere, nachdem Erich im April 1910 erstmalig das Periodikum *Kain. – Zeitschrift für Menschlichkeit* herausgegeben hatte.¹⁶ Das Hin und Her um eine väterliche Finanzspritze für das linksanarchistische Blatt fand seinen Höhepunkt im Anschluss an den Mühsam'schen Familientag, an dem Erich wohl vorwiegend deswegen teilnahm, um seinen Vater im persönlichen Gespräch anzupumpen. Siegfried Mühsam hatte jahrelange Familienforschung betrieben,¹⁷ die in der Organisation zu einem am 10. November 1911 geplanten Familientag in Berlin gipfelte, zu dem Hans als Veranstalter auch seinen Bruder Erich einlud. Dessen Antwort zeigt seine Unsicherheit: „Lieber Hans, für die Übersendung der Einladung danke ich Dir sehr. Ob ich kommen kann, weiß ich noch gar nicht. Wann soll die Veranstaltung denn eigentlich vor sich gehen? Vorläufig bin ich gar nicht imstande, Festivitäten irgendwelcher Art mitzumachen. Mir fehlt dazu jegliche Equipierung. Ich besitze nur einen einzigen Anzug und sehe vorerst keine Aussicht, einen zweiten zu kaufen. Auch mit Wäsche und allem anderen, was man um ein bisschen auftreten zu können, nötigst bräuchte, bin ich völlig reduziert. Außerdem hätte ich Bedenken wegen meiner ganzen Outsider-Stellung in der Familie. Ich stelle

es mir nicht besonders reizvoll vor, da sozusagen als Zwitter zwischen Ehrensäbel und Schandfleck herumzustehen“.

Aus pekuniären Gründen überwand Erich seine Abneigung und nahm schließlich an der familiären Großveranstaltung teil. Eine Woche nach dem Familientag resümierte er die Ereignisse in seinen Aufzeichnungen: „Also am Freitag war ich auch bei Hans, wo ich Leo und Charlotte schon antraf, die zum Familientag gekommen waren. Am Sonnabend kam auch Papa. Ich war mit am Bahnhof. Er ist fabelhaft rüstig, und war im ganzen zu mir freundlicher als seit vielen Jahren [...] Sonntag war dann der Familientag. Er verlief weniger peinlich, als ich erwartet hatte. Von Bekannten traf ich dabei nur wenige, außer meinen Geschwistern den üblen Vetter Kurt, Laura Rosenthal und Mann, Kantorowicz und Frau, [und] Paul Mühsam, Görlitz [...] Ich lernte die übrige Mischpoche hinlänglich kennen. Denn 93 Mühsams giebt es im ganzen nur, und 51 Personen waren anwesend. Bei der geschäftlichen Sitzung am Vormittag führte Papa durch 3½ Stunden den Vorsitz. Verhandelt wurde nicht viel: bloß Formalitäten, und charakteristisch ist, daß sich die lebhafteste Debatte daran knüpfte, ob der Familientag photographiert werden solle oder nicht. Etliche [...] Herrschaften [...] fürchteten, natürlich wohl hauptsächlich meinerwegen, [...] kompromittiert zu werden, wenn da noch ein Gruppenbild entstände. So wurde hitzig pro und contra gekämpft. Ich brachte zum Schluß die Aufnahme dadurch zu Fall, daß ich erklärte, ein Bild sei wertlos, zu dem nicht alle, die drauf seien, gerne posierten. Es war das einzige Mal, daß ich das Wort nahm [...] Ich führte – im geliehenen Smoking – Frau Eva Kantorowicz zu Tisch. Das Essen nachher war sehr gut. Man blieb bis zwei Uhr nachts beisammen, und ich ging dann noch mit besagtem Max und einem Herrn Franz Mühsam (entfernter Verwandter) ins Theatercafé des Westens. Im Ganzen war ich von der Veranstaltung angenehm enttäuscht. Es

waren ganz nette Menschen dabei. Auch interessierten mich die Physiognomien, und ich konnte feststellen, daß die Mühsams durchweg einen intelligenten Typus darstellen. Merkwürdig ist, daß ein unverkennbarer Familienzug überall – auch, wo seit Generationen Rassenmischung erfolgt ist – erhalten ist. Übrigens stellte Frau Dr. Kantorowicz in Übereinstimmung mit mir fest, daß die Mitglieder aus Mischehen sämtlich gegen die anderen minderwertig aussahen [...] Mit Papa hatte ich ein Gespräch über den „Kain“ – kurz vor seiner Abreise (am Dienstag). Er erklärte, nicht viel von den geschäftlichen Aussichten zu halten, forderte aber vom Drucker einen Überslag ein. – Jedenfalls konnte ich noch nie so mit dem Alten sprechen“.

Soweit die Schilderungen der Festlichkeiten.¹⁸ Keine zehn Tage später vermerkte Erich, inzwischen voller Ungeduld auf die Antwort des Vaters wartend:

[München, 19.11.1911]

„Daß Papa sich nicht rührt, ärgert mich schwer. Ich habe es ihm wirklich nahe genug gelegt, mir zu helfen, und er brauchte sich, wenn er mir schon 3000 Mk vorstreckte, deshalb auch nicht einen Schnaps entgehn zu lassen. Ich begreife den alten Mann nicht. Er muß sich doch sagen, daß der Wunsch, er möchte sterben, nachgrade Leidenschaft in mir werden muß. Ich habe keinen Anzug am Leibe, mit dem ich mich in einträglicherer Gesellschaft sehn lassen kann. Ich trage zerissene Stiefel, weil mich die 4 Mk 50 reuen, die das Besohlen kostet. Ich habe viel zu wenig Wäsche, und überall haperts und fehlt. Sobald der Vater stirbt, bin ich ein begüterter Mann. Warum macht er mir das so fühlbar? Sehr merkwürdig!“.

Wenige Tage später traf dann doch der lang ersehnte Antwortbrief aus Lübeck ein und Erich vertraut dem Tagebuch nicht nur sein eigenes Gefühlsleben angesichts der abschlägigen Antwort an, sondern er zitiert auch aus dem väterlichen Schreiben:

„Als ich nachhause kam heute nach-

mittag, fand ich einen Brief aus Lübeck vor von Papa. Die Antwort auf meine Bitte um die 3000 Mk. Er schlägt mir das Geld wirklich ab [...] Die beiden Mitgiften für meine Schwestern in Höhe von 60000 Mk hat er also seinerzeit aufgebracht, Hans' Laboratorium, das gewiß einige Tausende gekostet hat, hat er bezahlt. Die Hochzeiten meiner Geschwister, deren jede einen großen Batzen verschlungen hat, konnte er auch bestreiten – aber mir gegen gute Verzinsung 3000 Mk zur Sicherung meiner Arbeit zu geben, ist ihm nicht möglich“.

Es folgt die Begründung der Ablehnung seitens des Vaters:

„Alle diese Unternehmungen trugen den Stempel der Unreife und brachten mir bittere Stunden. Nun, ich will die Geschichte von der Untergrabung meiner Gesundheit nicht noch einmal aufrollen. Ich will mit dem Anfang Deiner Einsicht, daß auch wir es gut mit Dir meinen, mich heute freuen. Von dem Unternehmen mit dem „Kain“ halte ich gar nichts. Ebenso wenig halten Hans, Grethe, Charlotte, Julius und Leo etwas davon. Es ist ein ganz untergeordnetes Machwerk, das niemals sich Eingang verschaffen wird oder kann“.

Dazu bemerkte Erich bitter:

„Ich werde, solange dieser Vater lebt, keine Freude erleben, Und wenn ich dann – nachher – alles vergessen wollte, wäre das nicht Hohn? – Wie ist es möglich? Wie kann ein Vater so verbohrt sein? Jetzt hätte er Gelegenheit gehabt, ein gutes, mögliches, menschliches Verhältnis zwischen uns herzustellen. Nein! Er weiß genau, ich muß jetzt warten, daß er stirbt, ich muß hoffen, daß er bald stirbt, damit ich, der jüngere, der seinen Ehrgeiz, seinen Stolz, sein Wertbewußtsein hat, leben kann [...] Es wird also weiter gehn müssen, wie es bisher ging. Noch ein paar Jahre Kummer, Entbehrungen, Einschränkungen, Unbequemlichkeiten, Alleinsein, Verbitterung, Lähmung, Unzufriedenheit, Eintrocknung, bis er stirbt oder bis ich kaputt gehe“.

Die nächsten Jahre sind bestimmt von Selbstmitleid und der Hoffnung, der Vater möge endlich durch seinen Tod zu Erichs finanzieller Genesung beitragen.

Dies verdeutlichen Erichs diverse Einträge zwischen dem 5. Januar und 6. April 1912, Erichs 34. Geburtstag:

[München, Sonnabend, d. 6. April 1912]¹⁹

„Ferner eine Karte von Onkel Leopold. Er schreibt, daß Papa krank sei. Auch Grethe hat schon davon berichtet, aber so, daß ich nur an einen Influenza-Anfall glaubte. Nach Onkels Bericht scheint sein Unwohlsein aber wieder mit dem Herzen zusammenzuhängen. Diese Bedrängungen häufen sich doch in den letzten zwei Jahren so, daß man sich doch wohl bald auf eine Katastrophe gefaßt halten muß. Ich will nicht weibisch und nicht verlogen sein: Jawohl, ich wünsche diese Katastrophe! Weil ich sie um meiner Kunst, um meiner Aufgaben willen wünschen muß! – Mögen später Leser dieser Blätter diese Empfindung für Rohheit halten. Ich weiß, daß die Ehrlichkeit, mit der ich sie ins Bewußtsein hole, anständig ist“.

Und weiter:

[München, Montag, d[en] 15. Januar 1912]

Aber vielleicht hilft der Himmel uns doch endlich auf andere Weise. Heute kam eine Karte von Charlotte. Papa sei am 27ten Dezember wieder krank geworden und bis jetzt sei keine wesentliche Besserung bemerkbar. Er sei schwach, mutlos, deprimiert und ohne Appetit. Trotzdem sei nach Julius' [Dr. Joel] Meinung kein Grund zu ernster Besorgnis. Immerhin: 73 Jahre ist ein hohes Alter, und das Herz ist ein wichtiges Lebensorgan. Ich habe stärker als je die Empfindung, daß mein Erleben bei der Peripetie angelangt ist“. Des Jammerns kein Ende:

[München, Donnerstag, d[en] 18. Januar 1912]

„Aber was sind Aussichten? Mein ganzes Leben hat sich bis jetzt auf Aussichten aufgebaut, und der Ertrag ist minimal bei Licht besehn. Augenblick-

lich ists mal wieder die Aussicht auf den Tod des Vaters, die mich beschäftigt. Zwar schreibt Hans, daß die nervöse Depression sich zu legen scheine, aber ein Greis von 73 Jahren, glaube ich, ist dann dem Ende am nächsten, wenn ihn der Lebensmut verläßt. Ich gestehe, daß mich der Anblick jedes Depeschenboten erschreckt. Immer ahne ich das Eintreffen der Nachricht von einer plötzlichen Wendung meiner Geschicke [...] Aber ich weiß zu genau, daß ich die finanzielle Sicherheit brauche, um Rechtes schaffen zu können. Dieser ewige Kleinkampf denerviert und entkräftet mich ganz. Ich kann mich auch nicht zu dem Bürgerglauben entschließen, daß erst dann eine Persönlichkeit gelte, wenn sie die äußeren Nöte des Lebens selbst überwindet. Nahrung, Kleidung, Wohnung und ein gewisser Luxus der Lebenshaltung muß eo ipso garantiert sein, dann wird ein tüchtiger Geist Tüchtiges zeugen können“.

Die Hoffnung auf den Tod des Vaters erhielt neue Nahrung und Mühsam schreibt ins Tagebuch:

[München, Sonntag, d[en] 21. Januar 1912]²⁰
„Übrigens erzählte mir Prévôt, er habe bei Professor Sinzheimer das Millionärsbuch eingesehen, da stehe mein Vater mit einem Vermögen von 4–5 Millionen taxiert. Das dürfte wohl ein Irrtum sein. Wahrscheinlich handelt es sich um Herrn Philipp Mühsam oder einen seiner Brüder. Papas Vermögen taxiere ich höchstens auf 1½ Millionen“.

Und weiter:

[München, Montag, d[en] 29. Januar 1912]
„Eben kommt eine Karte von Grethe aus Lübeck. Papas Krankheit hänge mit seiner Herztätigkeit zusammen, was er nicht weiß. Er hält die Sache für eine Magenverstimmung. Bei großer Schonung und Pflege hofft man, daß er sich bald erholt. Ich wünsche ihm und uns allen, daß ein schneller wohlthätiger Herzschlag ihm langwierige Alterskrankheiten ersparen möge“.



abb. 6: E. Mühsam und seine Frau Zenzi am 21.12.1924

Und am 17. Februar 1912:

„Heute brachte die Post eine Karte von Grethe. Papa geht es immer noch schlecht, wenn sich auch seine Stimmung etwas gehoben hat. Das sieht ja aus, als wenn jetzt eine endlose Quälerei angehen sollte. Ich wünschte ihm und mir ein schnelles, schmerzloses Ende“,

sowie am 3. April 1912:

„Von Lübeck hatte ich mal wieder eine Karte. Papa geht's besser. Er geht schon wieder in Sitzungen. Aber sein Herz ist noch krank, wovon er selbst nichts ahnt. Ich habe in der letzten Zeit sehr stark das Gefühl, daß doch in der aller kürzesten Frist die große Wendung bevorsteht. Gott geb's“.

Am 34. Geburtstag, dem 6. April 1912 notierte Mühsam:

„Vom Vater kam ein ausführlicher Brief, dem 10 Mk beige geschlossen waren. Der Inhalt ergriff mich einigermaßen. Er schreibt ausführlich über seinen Gesundheitszustand und berichtet, daß es ihm erheblich besser gehe als in den letzten drei Monaten. Dann heißt es wörtlich: ‚Viel wird ja nicht mehr werden. Der Knax, den ich weghabe, wird sich kaum mehr reparieren lassen‘. Die erste Empfindung, in diesen Worten solle wieder ein Vorwurf gegen mich liegen, wird wohl falsch sein. Er wird es wohl ganz unpolitisch meinen – hoffe ich. Aber seine Glückwünsche für das neue Lebensjahr erbittern mich doch wieder recht. Könnte er nicht dafür sorgen,

daß mein Leben glücklicher und meine Arbeit zweckmäßiger und erfolgreicher wäre? Zehn Mark – ein Millionär! – Aber andererseits: konnte er meine Empfindungen, er wäre unfähig, sie entfernt zu begreifen. Er lebt in einer andren Welt, weil er in einer andren Zeit lebt“.

Anfang April 1915 verschlechterte sich Siegfried Mühsams Gesundheitszustand rapide und Erich fuhr in seine Heimatstadt im Glauben, sich vom Vater verabschieden zu können. Doch man wollte, um dem Vater die Aufregung zu ersparen, seinen Jüngsten nicht vorlassen. Dazu notierte Erich am 10.4.1915:

„Ich schreibe in meinem Schlafgemach, im Giebel des alten Hauses der Königstraße. Trete ich hinaus, bin ich auf dem Speicher, wo es muffig nach Mäusedreck riecht und allerlei Gerümpel sich türmt. Papa habe ich immer noch nicht zu sehen bekommen, und es ist ganz fraglich, wann dieser Zustand mal geändert wird, – und was dann wird. Es geht ihm wieder etwas besser, doch ist er selbst ganz überzeugt, daß jeder Tag, den er noch erlebt, sein letzter war, und er wünscht sich den Tod. Ich glaube, daß jeder von uns allen nun seinen Wunsch teilt und keiner hofft, daß die Qualen unabsehbar sich fortsetzen sollen. Heut vormittag: Moising. Ich stand mit sehr bewegten und ungeklärten Gefühlen am Grabe der Mutter. Vergangenes und Künftiges flossen sonderbar ineinander.“

Eben traf ich vor dem Katharineum Professor Stoffregen, meinen alten Mathematiklehrer. Etwas gezwungene Unterhaltung. Er forderte mich auf, einzutreten in die Anstalt, aus der man mich vor nahezu zwanzig Jahren hinausgeschmissen hat. Ich verzichtete aber dankend. Mir ist in Lübeck ein wenig traumhaft zumute“.

Am 27. April verließ Erich Lübeck unverrichteter Dinge, nachdem er am Tage zuvor frustriert zu Protokoll gab: „Morgen früh will ich abreisen. Da ich den sterbenden Vater nicht sehen und sprechen darf, habe ich hier nichts zu suchen. Ich fühle mich ihm mehr verbunden als je, und wenn mein Wunsch, er möchte sterben, jetzt heftiger als früher spürbar ist, so aus dem Gefühl des Erbarmens mit seinem Leiden heraus“.

Wieder in München angekommen, notierte Erich am 4. Mai:

„Jeder Mensch begegnet mir mit der gemütvollen Frage: ‚Nun, ist Ihr Vater tot?‘ – und auf meine Antwort sehe ich Kondolenzgesichter und taktlose Enttäuschtheiten“.

Nachdem Erich zur Kenntnis nehmen musste, dass sich sein Vater fürs Erste wieder erholt hatte, erhielt er am 11. Juni einen Brief seines Schwagers Leo Landau, der ihm erklärte, warum er im April seinen schwerkranken Vater nicht sehen durfte. Mühsam gibt den Brief paraphrasiert im Tagebuch wieder:

[München, Sonnabend, d[en] 11. Juni 1915]

„Es war nicht an dem, daß der Gesundheitszustand meines Vaters es nicht gestattet hätte, mich zu empfangen oder von meiner Anwesenheit zu erfahren. Der alte Herr hat vielmehr erfahren, daß ich da war. Er weigerte sich aber, mich vorzulassen, was man mir mit Rücksicht auf meine Empfindungen verschwiegen hat [...] Sein Leben zählt, wie mir Leo ebenfalls schreibt, nur noch nach Tagen, und nun soll ich ihm doch noch das Sterben erleichtern und den absurden Witz machen, wieder Apothekerlehr-



abb. 7: Todesanzeige für Siegfried Mühsam

ling zu werden. Ich habe eben einen sehr ernsten und klaren Brief an Leo geschrieben, nach dem ich vor dergleichen Zumutungen wohl Ruhe haben werde. – Daß mir einmal meine gütige Mutter erscheinen möchte, daß ich ihr mein Herz öffnete!“.

Am 23. Juni vermerkte Erich ein Schreiben seiner Lieblingsschwester Margarethe:

„Grethe schreibt, Papas Schwäche habe nicht weiter zugenommen, im Gegenteil mache sich ein geringes Zunehmen der Kraft bemerkbar, und er fasse von neuem Hoffnung. Mir träumte vor Jahren einmal, ich ließe den Vater ärztlich untersuchen. Eine ganze Ärztekommision unterzog sich der Aufgabe. Ich erwartete im Nebenzimmer das Resultat. Als die Kommission eintrat, verkündete mir ihr Wortführer, ein weißbärtiger Gelehrter: ‚Die genaue ärztliche Untersuchung Ihres Herrn Vaters hat ergeben, daß er der ewige Jude ist‘ – Ich fange an, an Wahrträume zu glauben“.

Nach vier Wochen trat der von Erich so lang ersehnte Tod des Vaters ein. In Lübeck durfte er bei seiner Schwester Margarethe wohnen und kam hier erst eine Woche später dazu, seinem Tagebuch die Neuigkeiten mitzuteilen: „Vater starb am Dienstag, dem 20. Juli 1915. Am Freitag fand die Beerdigung statt. Es waren viele Verwandte gekommen, die Lübecker Beteiligung war sehr groß. Amüsiert hat mich der

Kampfgenossenverein, der die Orden dem Leichenwagen vorantrug und mit großer Fahne – lauter verwitwete alte Herren [Kriegsteilnehmer] von 1866 und ‘70 – hinterherzog. [Rabbiner] Carlebach hatte zu Hause gesprochen. Auf dem Kirchhof niemand. Scheußlich war mir nach der Versenkung des Sarges die religiöse Zeremonie in der Einsegnungshalle, wo ich mir mit Hans weiß Gott die Schuhe ausziehen und hin- und herlaufen musste“. Das Testament hielt für Erich jedoch nicht die erhofften Reichtümer bereit. Zwar hatte der Vater ihm zahlreiche Erinnerungsstücke zugedacht, aber die Auszahlung von Barem nur in Form einer monatlichen Rente vorgeesehen. Erich war außer sich und gifete:

„Pflichtteil [...] Die andere Hälfte des auf mich entfallenden Erbteils wird festgelegt und Zins auf Zins geschrieben, bis ich entweder wieder Apotheker werde oder eine als Jüdin geborene (sehr witzig!) jüdische Frau heirate oder 60 Jahre alt werde. Dann kriege ich das Ganze [...] Den gleichen Freitag noch saßen wir Geschwister zusammen im Hause des Verstorbenen, und Leo verlas die letztwilligen Aufzeichnungen. Der Vater hat über alles und jedes bestimmt. Eine Vorsorglichkeit tritt zutage, die beispiellos ist. Ich muß bekennen, daß er mich in bezug auf Andenken ebenso reichlich wie meine Geschwister bedacht hat. Ja, die kostbarsten Dinge fallen eigentlich mir zu, besonders seine prachtvolle goldene Uhr mit Kette und Kugel, die er bis zuletzt getragen und benutzt hat. Eine große, enttäuschende Überraschung gab es aber eben bei der Feststellung des Besitzstandes. Dabei kam heraus, daß der Multimillionär im Ganzen ein Vermögen von ganzen 235000 Mark hinterlassen hat. Hinzu kommt der Betrag von 90000 Mark, der an den Mitgiften der Schwestern noch zu verrechnen ist. Es gehen ab 12000 Mark an Erbschaftssteuern. So bleibt für mich die Gesamtbarschaft (für die nächsten 23 Jahre) von 35- bis 40000 Mark. 15000 Mark Schulden und eine bescheidene Wohnungseinrichtung (für die ich freilich wesentli-

che Gegenstände dem Hausstand des Vaters entnehmen kann) sollen bezahlt werden. Ich werde also ein Vermögen von höchstens 20000 Mark besitzen“.

Trotz dieser für Erich überwiegend unerfüllbaren Bedingungen – er hatte sich entschlossen, seine bayerische Freundin Zenzl zu heiraten und wollte um keinen Preis zurück in die Apotheke – ging er milde mit seinem Vater ins Gericht und schrieb am 27. Juli 1915: „So schwankt mein Empfinden zwischen Ehrfurcht vor dem Andenken an den harten, strengen, verschlossenen und doch sehr gütigen alten Mann, der mein Vater war, und Verbitterung und Vorwurf, weil er die Brücken zwischen seinen Grundsätzen und meinen Notwendigkeiten im Leben und im Sterben nicht zu schlagen wußte. Als ich aber gestern mit zwei Kränzen nach Moising fuhr und sie auf seinem frischen Grabe als ersten Schmuck niederlegte, da freute ich mich, in ehrlichem Herzen zu wissen, daß von nun an und für mein Leben Friede zwischen mir und ihm sein wird. Ich verließ wahrhaft erschüttert das Grab der Eltern“.

Erich Mühsam starb in der Nacht vom 9. auf den 10. Juli 1934 in der Haft im Konzentrationslager Sachsenhausen, wohin er nach seiner Verhaftung in der Nacht des Reichstagsbrands verbracht worden war. In der Leichenschau stellte sein Bruder Hans fest, dass Erich zunächst gefoltert und dann ermordet wurde, und nicht, wie von der SS behauptet, durch Suizid verstarb. Die Tagebuchaufzeichnungen wurden von Erichs Witwe Zenzl gerettet und mit in die Sowjetunion genommen. Von dort aus gelangten späterhin Kopien in die DDR, die sie trotz der

Verherrlichung seines Namens unter Verschluss hielt. Denn ein Anarchist, auch wenn er sich den Armen noch so verbunden fühlt, ist für jede Diktatur durch die Infragestellung staatlicher Strukturen ein Graus.

Anmerkungen

- 1 Siegfried Mühsam: Geschichte des Namens Mühsam nach amtlichen Urkunden und mündlicher Überlieferung. Familien-Chronik. Lübeck 1912.
- 2 Stadtarchiv Lübeck, Familienbestände Akte Familie Mühsam-Landau.
- 3 Paul Mühsam: Ich bin ein Mensch gewesen (Hrsg. v. E. Kretschmar) Berlin 1989, S.15-16.
- 4 Stadtarchiv Lübeck [wie Anm. 2].
- 5 Friedhelm Reinhard: Apotheken in Berlin. Von den Anfängen bis zur Niederlassungsfreiheit 1957. Eschborn 1998, S. 102
- 6 Stadtarchiv Lübeck [wie Anm. 2]. Hier: Genehmigung zur Eröffnung der St. Lorenz-Apotheke 1879.
- 7 Charlotte Landau-Mühsam: Meine Erinnerungen. (Hrsg. v. Peter Grutkuhn) in: Schriften der Erich-Mühsam-Gesellschaft Heft 34, (2010), S. 27 – 28.
- 8 P. Mühsam [wie. Anm. 3]
- 9 P. Mühsam [wie Anm.3], S.81
- 10 Landau-Mühsam [wie Anm. 7], S. 34.
- 11 Der umfangliche Einstein-Mühsam- Briefwechsel ist dokumentiert in: Albert-Einstein-Archives, Hebrew University Jerusalem.
- 12 Sukzessive Edition im Verbrecher-Verlag, Berlin; außerdem als Online-Edition hrsg. v. Chris Hirte u. Conrad Piens unter Muehsam-tagebuecher.de. Die angeführten Zitate stammen aus der Online-Edition und sind nicht paginiert, so dass ein Einzelnachweis nicht angegeben werden kann. Zur Biographie Mühsams s. Christ Hirte: Erich Mühsam – eine Biographie. Freiburg 2009.
- 13 Stadtarchiv Lübeck [wie Anm. 2].
- 14 Benannt nach dem historischen Restaurant „Lachswehr“ am gleichnamigen Flussarm der Trave, der als Fischwehr diente.
- 15 Die Zeitschrift erschien, herausgegeben von Albert Weidner, in den Jahren von 1902 bis 1904.
- 16 Kain-Verlag, München 1911-1914 und 1918.
- 17 S. Mühsam [wie Anm. 1].
- 18 Dr. Franz Kantorowicz und Frau Eva, geb. Mühsam waren entfernte Verwandte.

- 19 Leopold Cohn (*1850), Mühsams Onkel mütterlicherseits, lebte in Waidmannslust bei Berlin. Er vermittelte oft im Konflikt zwischen Erich und seinem Vater und überwies Mühsam die monatlichen Erträge aus dem Cohn'schen Erbe.
- 20 René Prévot (1880 – 1955) war Redakteur und Theaterkritiker bei den „Münchener Neuesten Nachrichten“ und Siegfried Sinzheimer (1865 – 1917), Bruder des Arbeitsrechtlers Hugo Sinzheimer, war Redakteur der „Jugend“.

Abbildungsnachweis:

- Abb. 1: Archiv der Hansestadt Lübeck [wie Anm.2]
 Abb. 2: C. Landau-Mühsam [wie Anm. 7], S.27
 Abb. 3: P. Mühsam [wie Anm. 3], o.S.
 Abb. 4: wie Anm. 2
 Abb. 5: Neue Züricher Zeitung 5.3.2013
 Abb. 6: Archiv der Münchner Arbeiterbewegung
 Abb. 7: wie Anm. 2

Keynotes:

Jewish pharmacist, Lübeck, Anarchist, political poet, World War I, Concentration camp Sachsenhausen

Summary:

As one of the first Jewish pharmacists in the German Kaiserreich Siegfried Seligmann Mühsam got the permission to run a pharmacy in Lübeck. One of his four children was Erich (born 1878), who from an early age on strongly opposed the political convictions of his parents, especially his conservative father, who wanted him to be a pharmacist. Erich preferred being a political poet, working and writing for the so-called (Karl Marx) „Lumpenproletariat“. He took part in the 1918 revolution in Munich called „Münchener Räterepublik“. As long as his father lived (up to 1915) Erich always demanded financial support from him, finally hoping to get rich by the upcoming inheritance. His diary sublimely describes the conflict between Erich and his father and the rest of the family until his father's death.

Anschrift des Verfassers

Prof. Dr. Frank Leimkugel
 Pharmazie- und Naturwissenschaftsgeschichte
 Institut für Geschichte der Medizin
 Heinrich-Heine-Universität
 40225 Düsseldorf
 E-Mail: leimkugel@uni-duesseldorf.de

Al / chemische Laboratorien der Frühen Neuzeit

Apotheke – Fürstenhof – Universität*

Kirchen/Sieg (Wolf-Dieter Müller-Jahncke) | Während die al/ chemischen Theorien der Frühen Neuzeit gut untersucht¹ und auch Aufsätze zu den in der Praxis verwendeten Gerätschaften geschrieben wurden,² liegt der Schwerpunkt der Studien zu Laboratorien eher in der Zeit der „scientific revolution“, als die Alchemie zwar noch lebendig war, jedoch von dem akademischen Experiment in der Chemie überflügelt wurde.³ Zu Recht hat U. Klein darauf hingewiesen, dass Laboratorien nicht allein „Orte des „wissenschaftlichen“ oder „akademischen“ Experimentierens, sondern auch besondere Typen handwerklicher Werkstätten“⁴ darstellen.

Dieser „handwerkliche“ Charakter der Laboratorien tritt in Apotheken bei der Arzneimittelherstellung ebenso hervor wie an den Fürstenhöfen, bei denen al/ chemische Arbeiten – einschließlich der Transmutation – zur Goldgewinnung sowie dem Münzwesen und der Metallurgie dienten. Die Universitätslaboratorien hingegen widmeten sich zunächst der Herstellung von „chymischen“ Arzneimitteln, bevor man im späten 17. und 18. Jahrhundert mit Experimenten die Natur zu erforschen suchte. In der Alchemiegeschichte werden Darstellungen von Laboratorien oft unter dem Kapitel „Die Alchemie und die Kunst“ subsumiert⁵ oder als Illustrationen in den Text eingestreut.⁶ Erste Gesamtdarstellungen von Laboratorien lassen sich in einigen Karikaturen des späten 15. und frühen 16. Jahrhunderts nachweisen. Während

in den Handschriften des Hochmittelalters meist nur ein Ofen samt Alchemiker abgebildet ist,⁷ findet man in dem „Narrenschiff“ (1494) von Sebastian Brant (1457 – 1521) einen von Albrecht Dürer (1471 – 1528) gestalteten Holzschnitt, der die Alchemie als Betrug und Narrheit geißelt. Dürer gibt eine einfache Laborausstattung mit Ofen, Retorten und Tiegeln wieder, in der zwei Männer diskutieren; ein dritter mit Narrenkappe hockt an einem Weinfass und charakterisiert so den Betrug mit gepanschem Wein.⁸ (Abb. 1) Das vergebliche Bemühen im Labor stellt auch ein Holzschnitt von Hans Weiditz (vor 1500 – nach 1536) dar, der das Werk „De remediis utriusque fortunae“ („Von der Arzneien beider

Glück“) des Francesco Petrarca (1304 – 1374) illustriert. Petrarca schrieb seine moralphilosophischen Dialoge in den Jahren 1354/ 1366, gedruckt wurden sie dann erstmals 1532 in Augsburg.⁹ In diesem wohl ausgestatteten, aber chaotisch anmutenden Labor legt der Alchemiker „die Hände ins Feuer“, während sich sein Gehilfe verzweifelt die Haare rauft. (Abb. 2) Das Thema wurde über Jahrhunderte hinweg variiert und ausgeschmückt; so auch von Pieter Bruegel d. Ä. (+ 1569) in einem um 1560 entstandenen Kupferstich, der den Titel „Der Alchemiker in der Bauernküche“ trägt.¹⁰

laboratorien in apotheken

Zunächst seien die in den Stadtapotheken bestehenden Laboratorien vorgestellt. Sie lassen sich zum einen durch archäologische Funde wie in Heidelberg oder Wittenberg, zum anderen aber auch durch Archivalien belegen. Bei den Grabungen fand man vor allem alchemische Gerätschaften aus Ton oder Glas, darunter Retorten,



abb. 1: Betrügerische Alchemiker bei Sebastian Brant

* Überarbeiteter Vortrag vor der Justus-Liebig Gesellschaft zu Gießen e.V. (8. 5. 2015)



abb. 2: Das Chaos im Labor, gezeichnet von Hans Weiditz

Alembices oder Tiegel. Dabei lässt sich das Alter neben kunsthistorischen Vergleichen auch durch dendrochronologische Bestimmungen festlegen. So wird der Wittenberger Fund um 1520/25,¹¹ der Heidelberger um 1600 datiert.¹² Frühe schriftliche Nachweise für Laboratorien in Apotheken finden sich seltener: Im „Speziale al Giglio“ („Apotheke zur Lilie“) in Florenz konnte anhand eines Inventars aus dem Jahre 1504 ein kleines Labor nachgewiesen werden, wobei der „Giglio“ destillierte Arzneimittel von fremden Händlern bezog.¹³ Da bis zum Ende des 15. Jahrhunderts Apotheken oft als „Schrage“ oder „Gaden“ bezeichnete Buden an Kirchen standen oder in kleineren Läden untergebracht waren,¹⁴ ließ sich dort kaum ein Laboratorium errichten. Erst in größeren Apothekenhäusern, die vermehrt seit Ende des 15. Jahrhunderts in Städten begegnen,¹⁵ wurden separate Laboratorien eingerichtet, wie es eine Illustration in Hieronymus Brunschwigs (um 1450 – um 1512/13) „Buch der Chirurgia“ von 1497 zeigt: In einem Apothekenlabor mit gemauerten, also feuersicheren Wänden und ebensolchem Boden weist ein Apotheker seinen Lehrling oder Gehilfen an, auf offenem Feuer eine Salbe zu schmelzen. (Abb. 3) Dies entsprach den Brandschutzvorschriften, wie sie Endres Tucher aus Nürnberg 1464/75 in seinem „Baumeisterbuch“ festgelegt

hatte.¹⁶ Dennoch dürften in diesen Laboratorien größere Destillieranlagen, die Hieronymus Brunschwig in seinem 1512 erschienenen „Liber de arte Distillandi de Compositis“ („Die Kunst, zusammengesetzte Arzneimittel zu destillieren“) abgebildet hat,¹⁷ kaum zu finden gewesen sein.¹⁸ (Abb. 4) Vielmehr bezog man diese „gebrannten Wässer“, die keineswegs alle alkoholhaltig waren, aus eigenen „Destillatorien“, die für große Apparaturen erbaut worden waren.¹⁹ Für eine Weiterentwicklung der Laboratorien in den Apotheken, aber auch an Fürstenhöfen und Universitäten war der Einfluss des Paracelsismus entscheidend. Die „medicina nova“ des Paracelsus (1493/94 – 1541)²⁰ führte zu einer Zunahme der Herstellung „chymischer Arzneimittel“, eine



abb. 3: Ein feuerfestes Labor bei Hieronymus Brunschwig

Tendenz, die sich durch die Schriften der Paracelsisten seit Mitte/Ende des 16. Jahrhunderts verstärkte²¹ und bewirkte, dass die „Chemiatrie“, also die Anwendung von al/chemisch hergestellten Arzneimitteln, Eingang in die Medizin fand.

Laboratorien an Fürstenhöfen

Das soziale Leben wurde seit dem 16. Jahrhundert zunehmend durch die Freien Reichsstädte und die Fürstenhöfe geprägt. An nahezu allen Fürstenhöfen, seien sie weltlich oder geistlich regiert, wurde al/chemisch gear-

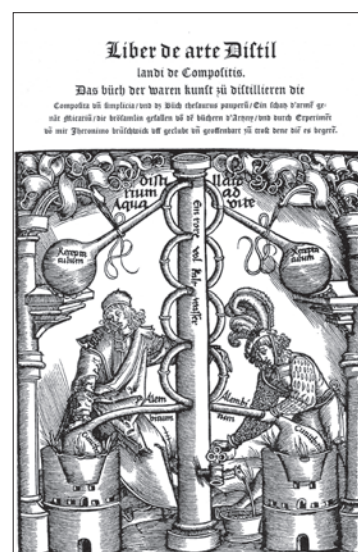


abb. 4: Große Destillieranlage bei Hieronymus Brunschwig

beitet, „laboriert“ und der „Process“ gesucht, mit dem man entweder Gold aus unedlen Metallen oder die „Panacea“ als Universalmedizin gewinnen wollte. (Abb. 5) Dabei galt der Ruf „Bei Hof, bei Höll!“²² zu Recht, denn einerseits erwies sich die Anstellung an einem Fürstenhof als ehrenvoll und auskömmlich, andererseits aber als extrem unsicher, weil jeder, der dort arbeitete, allein von der Gnade des Souveräns abhängig war, was manche Alchemiker und Betrüger, die den „Stein der Weisen“ zu finden hofften und damit eine wunderbare Geldvermehrung für die meist leeren Kassen der Regenten versprochen, bitter erfahren mussten.



abb. 5: Stephan Michelspacher: Laboratorium um 1620

Allerdings ist die Existenz der meisten Laboratorien an Fürstenhöfen nur durch Akten nachweisbar: Es sind gewissermaßen „Papierlabore“, so wie Wolfenbüttel, Weikersheim oder Heidelberg. Auch von anderen Laboratorien, seien sie in Lüttich,²³ Prag, Ansbach, München, Stuttgart²⁴ oder Dresden²⁵ betrieben worden, existieren weder Lagepläne, Bilder oder genauere Beschreibungen; sie werden allein greifbar in schriftlichen Quellen zu den Alchemikern, den Fürsten und den Hofbeamten. Hingegen sind die Laboratorien in Florenz, Berlin und Kassel sowohl durch Akten als auch Abbildungen belegt; ein „Labor ohne Papier“ befand sich in Oberstockstall bei Kirchberg am Wagram in Niederösterreich.

Die 2013 erschienene ausführliche und verlässliche Studie von G. Wacker gibt genauere Auskunft über das Laboratorium im Schloss zu Wolfenbüttel.²⁶ Herzog Julius von Braunschweig-Lüneburg (1528 – 1589), der 1576 die Universität Helmstedt gründete, errichtete im Schloss eine Apotheke, die 1577 in den Akten erwähnt und ab 1587 als Hofapotheke bezeichnet wird. Neben dieser Apotheke bestand die privilegierte Apotheke in der Heinrichstadt, die zur Versorgung der Bevölkerung diente. Seine Gemahlin, Herzogin Hedwig von Brandenburg (1540 – 1602), versorgte ab 1597 den engeren Hofstaat zudem mit einer eigenen, „Lazarett“ genannten Apotheke.²⁷ Die Hofapotheke befand sich in einem vorgelagerten Gebäude des Schlossturms, und in ihrem Untergeschoss lag bereits seit 1574 das Destil-

lierhaus. (Abb. 6) Die benötigten Destillieröfen waren somit vorhanden; Glaswaren wie Retorten oder Kolben bezog der Herzog, wie durch Rechnungen belegt, aus den benachbarten hessischen Glashütten.²⁸ Eine weitere Destillieranlage befand sich in Räumen neben dem Roten Tor des Schlosses; sie wurden wohl wegen mangelnden Bedarfs zwischen 1698 und 1736 abgerissen.²⁹ Das Personal im Destillierhaus war zunächst knapp bemessen. 1569 versuchte Julius den Apotheker und braunschweigischen Hof-Destillateur Johann Hermann einzustellen, der jedoch absagte. 1574 beauftragte der Herzog den Destillateur Johann Wilke mit der Untersuchung von Mineralien aus seinen Bergwerken. Von 1606 bis 1617 waren bis zu vier Destillateure beschäftigt, deren Jahresgehalt zwischen 100 und 200 Taler schwankte.³⁰ „Herzog Julius war auf sein Laboratorium besonders stolz. Besucher ließ er auf ihrem Rundgang durch die Residenz durch diesen Bereich führen“, bemerkt G. Wacker unter Hinweis auf Archivmaterial.³¹ Doch in seiner Jugend hatte der Fürst eine erste Bekanntschaft mit dem betrügerischen Aspekt der Alchemie gemacht: 1571 engagierte er den Pfarrer Philipp Sömmering, der 1554 von Philipp Melanchthon in Wittenberg ordiniert worden war, als Bergwerksfachmann. Sömmering hatte sich entsprechende Kenntnisse angeeignet und war auch „in alchemicis“ bewandert, allerdings in betrügerischen Absichten, die er bei Herzog Johann Friedrich von Sachsen (1528 – 1598) 1566 bereits erprobt hatte.³² Sömmering versprach Herzog

Julius, den Ertrag der Bergwerke auf 200.000 Taler zu steigern und einen „Prozeß“ zur Gewinnung des „Steins der Weisen“ zu liefern, woraufhin er 2.000 Taler als Vorschuß erhielt. Nach weiteren Betrugereien und Verbrehen ließ Julius den Alchemiker verhaften und setzte ihn 1574 im Schloss Wolfenbüttel fest. Nach Folterungen und dem Prozeß wurde Sömmering am 7. Februar 1575 hingerichtet.³³

Im Gegensatz zu den Verhältnissen in Wolfenbüttel kann man die alchemischen Interessen von Kurfürst Ludwig VI. von der Pfalz (1539 – 1583) in Heidelberg als gemäßigt bezeichnen. Der Kurfürst unterhielt ein „alchemisches Kabinett“ in zwei Räumen „Uff dem Newen Brewlen“, also Anlagen außerhalb des Schlosses. Im Garten hatte Ludwig einen oktogonalen Kuppelbau errichten lassen, in dem das Labor wohl wegen Brandgefahr des Schlosses untergebracht war.³⁴ (Abb. 7) Wie aus einem Inventar von 1584 hervorgeht, mutete „die Ausstattung der Räume [...] zunächst gemütlich an“. Hier waren Bänke, Tische, Schränke und ein Bett untergebracht und Gemälde hingen an der Wand. Im zweiten und dritten Stock standen Öfen, Waagen sowie Laborutensilien; in den Schubladen lagen Erze, Chemikalien und Drogen. Auch eine kleine Bibliothek wurde aufgelistet³⁶ – allerdings nur ein Bruchteil der umfangreichen Druck- und Handschriftensammlung des Kurfürsten. Auf späteren Darstellungen des Schloßgartens, des „Hortus Palatinus“, den der französische Physiker Salomon de Caus (1576 – 1626) im Jah-

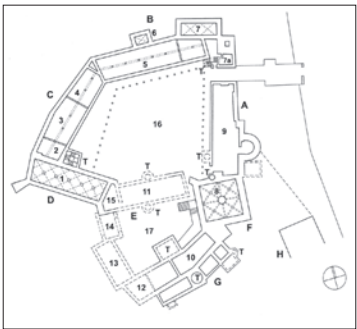


abb. 6: Plan des Labors in Schloß Wolfenbüttel

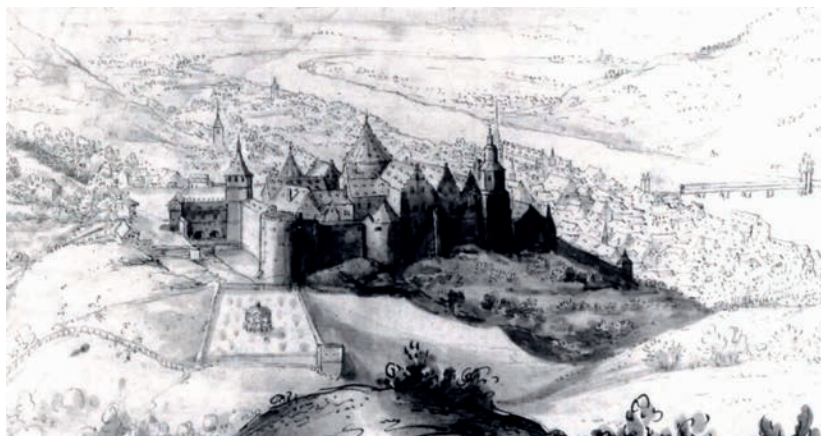


abb. 7: Das Laborhäuschen Ludwigs VI. von der Pfalz

re 1616 anlegte, ist von Ludwigs Häuschen nichts mehr zu sehen.

Besonders gut unterrichten die überlieferten Akten über die Laboratorien in Schloss Weikersheim im Hohenloheschen, die J. Weyer 1992 in einer vorbildlichen Studie ausgewertet hat.³⁷ Graf Wolfgang II. von Hohenlohe (1546 – 1610) baute demnach in seiner Residenz in Weikersheim 1588 ein erstes Laboratorium ein, das noch in der alten Burg untergebracht war und in dem er in bescheidenem Umfang auch al/chemische Arbeiten durchführen konnte. Im Frühjahr 1595 begann er mit dem Bau eines neuen Schlosses, um den höfischen Ansprüchen der Zeit zu genügen; die Arbeiten am Neubau endeten im Wesentlichen 1602. Ein Jahr später konnte auch das neue Laboratorium, wie durch die Bauverträge belegt, fertig gestellt werden.³⁸ Rechnungen weisen darauf hin, dass das Laboratorium gemauert und gefliest war, wohl um einen gewissen Brandschutz zu gewährleisten. Es war eingerichtet mit einer Esse, Öfen, Probieröfen für Metalle und verschiedenen Destilliergeräten.³⁹ Das Laboratorium befand sich in zwei Stockwerken, die mit einer Treppe („Schnecken“) in einem Turm verbunden waren. (Abb. 8) Die Gesamtherstellungskosten beliefen sich auf circa 1.000 Gulden.⁴⁰ Dabei ist bemerkenswert, dass das Laboratorium auch räumlich nicht in Verbindung zu der Hofapotheke stand. Vermutlich wurde das Labor, nachdem es länger als 200

Jahre nicht mehr genutzt worden war, unter Carl Ludwig, Graf von Hohenlohe (1708 – 1756) abgerissen,⁴¹ während die Apotheke erhalten blieb. Am Weikersheimer Hof waren verschiedene Laboranten fest angestellt. Ab 1589 erscheint der Kammerdiener Georg Grünwald, der auch für das Laboratorium zuständig war, jedoch bereits 1590 nicht mehr nachweisbar ist. Sein Nachfolger wurde 1591 Claudius (Adam) Köhler (+ 1607), der in der Stellung eines Hofdieners für die Instandhaltung des Labors, den Unterhalt der Öfen und die Beschaffung der Geräte Sorge tragen musste. Sein Jahresgehalt belief sich auf 12 Gulden mit Zuschüssen zu Wohnung und Verpflegung. Neben den Laboranten arbeiteten auch einige Destillateure für Graf Wolfgang, unter ihnen für kurze Zeit der Apotheker Lorenz Ohen und der Destillator Marx von Bruch (+ 1618).⁴²

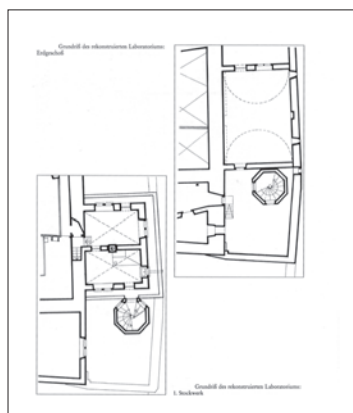


abb. 8: Plan des Labors in Schloß Weikersheim

Ein folgenschwerer Irrtum unterlief dem Grafen, als er am 9. Juni 1595 den Betrüger Michael Polhaimer aus Braunau am Inn einstellte, der ihm versprach, neben chemiatrischen Medikamenten auch Silber aus Quecksilber herzustellen und ihn in alchemischen „Processen“ zu unterweisen. Wolfgang zahlte Polhaimer den zugesagten Abschlag von 116 Gulden, woraufhin dieser schnell verschwand. Nachdem der Betrüger in Nürnberg dingfest gemacht worden war, kam er im Weikersheimer Schloss in Haft, das er erst 1597 verlassen konnte, um seine Schulden bei Graf Wolfgang, der auf eine strafrechtliche Verfolgung, die den Tod für Polhaimer bedeutet hätte, verzichtet hatte, als Kanzlist abzuarbeiten. Nach nur kurzer Zeit in Freiheit fand er bei einem Streit ein gewaltsames Ende.⁴³

Auch in Florenz lassen sich al/chemische Arbeiten nachweisen. Bereits Cosimo I. de' Medici (1519 – 1574), Großherzog der Toskana, unterhielt ein Laboratorium, in dem neben der Herstellung von Arzneimitteln auch nach dem „Stein der Weisen“ und Möglichkeiten der Transmutation geforscht wurde.⁴⁴ Sein Sohn, Francesco de' Medici (1541 – 1587), richtete ein eigenes „Studiolo“ im Palazzo Vecchio ein,⁴⁵ das der Hofmaler Jan van der Straet, genannt Stradano (1523 – 1605) 1570 auf einem Fresco dargestellt hat.⁴⁶ (Abb. 9) Im wohl ausgerüsteten und, verglichen mit der Abbildung von Hans Weiditz, überaus ordentlichen Labor sitzt vor einer Destillieranlage rechts wohl der Herzog selbst und rührt in einer Pfanne. Hinter ihm weist ein bebrillter Alchemiker belehrend auf die Retorte. In der Frau, die in der Bildmitte einen Kolben hält, wird Francescos Geliebte und spätere zweite Frau, die Venezianerin Bianca Capello (1548 – 1587) vermutet; wer sich hinter dem Kind am Mörser verbirgt, bleibt unbekannt.⁴⁷

Der Fund in Schloss Oberstockstall kann hingegen als ein „Labor ohne Papier“ gelten. Die nach der Entdeckung im Jahre 1980 ausgegrabenen Funde sind zweifellos Laborutensilien

aus Glas oder Keramik wie Destillierkolben, Retorten mit Aufsätzen oder Schmelztiegel.⁴⁸ Neben der Kapelle fand man in der sogenannten „Sakristei“ eine Grube, die mit solchen Geräten verfüllt war. Die „Sakristei“ selbst war ebenso mit feuerfesten Tonnengewölben ausgebaut wie ein darüber liegender Raum. (Abb. 10) Dendrochronologische Bestimmungen ergaben, dass der Ausbau 1548 begann und weitere Umbauten wohl im Jahre 1595 endeten, wie es eine Fundmünze belegt.⁴⁹ Da bislang keine Akten oder Inventare in den befragten Archiven auftauchten, bleiben der oder die Betreiber unbekannt. In dem Zeitraum von 1548 bis 1595 sind allerdings drei Besitzer des Schlosses namhaft, denen eine Beschäftigung mit der Al/chemie zuzutrauen ist. Zunächst der mutmaßliche Erbauer des Labors Christoph von Trennbach (+1552), der als Pfarrherr von 1538 bis 1552 in Oberstockstall residierte und das Schloss ab 1548 renovierte. Sein Bruder und Nachfolger Urban von Trennbach (1525 – 1598) wirkte von 1552 bis 1561 als Pfarrherr in Oberstockstall und wurde 1561 zum Bischof von Passau gewählt. Beziehungen zu al/chemischen oder metallurgischen Wissenschaftlern sind allerdings nicht bekannt geworden. Von 1586 bis 1595 residierte schließlich Sigmund Friedrich Fugger von Kirchberg-Weißenhorn (1542 – 1600) als Pfarrherr, der



abb. 9: Das Laboratorium Francescos de' Medici in Florenz

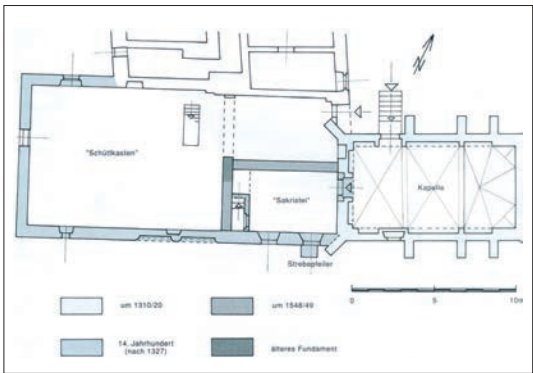


abb. 10: Plan des Labors von Oberstockstall

1598 zum Bischof von Regensburg aufstieg und eine umfangreiche Bibliothek hinterließ.⁵⁰ In seine Amtszeit fällt die einzige schriftliche Erwähnung des Labors: 1595 gab der in Weikersheim festgesetzte Betrüger Michael Polhaimer an, er habe vor seiner Anstellung bei Wolfgang II. von Hohenlohe in Kirchberg ein dreiviertel Jahr „gekunstelt“ und sei dann weitergezogen.⁵¹

Vom Fürstenhof zur Universität

Es verwundert nicht, dass die ersten Laboratorien an Universitäten aus fürstlichen Einrichtungen oder Plänen hervorgingen, wobei hier zum einen das Labor der Hofapotheke in Berlin, zum anderen der Lehrstuhl für Chemiatrie in Marburg als Beispiele unterschiedlicher Entwicklungen vorgestellt werden sollen. Auf Bestreben des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg (1521 – 1598) wurde Apotheker Michael Aschenbrenner (1549 – 1605) 1583 als Laborant eingestellt, um gegen ein Jahresgehalt von 200 Talern, das dem eines Leibmedicus entsprach, „etlichen Metallischen Arcan Sachen“ auf den Grund zu gehen.⁵² Aschenbrenner hatte auf Kosten des Kurfürsten für 125 Gulden eine Ausbildung⁵³ bei dessen Leibarzt Leonhardt Thurneisser (1531 – 1596), einem berühmten Alchemiker, Drucker und Fachschriftsteller⁵⁴ absolviert. Auf Weisung Johann Georgs wurde im Jahr 1585 nach den Plänen Aschenbrenners und des Baumeisters Peter Kummer der „Apothekenflügel“ im Berliner

Schloss errichtet, in dem neben der Apotheke auch das Laboratorium und die Münze untergebracht waren.⁵⁵ Nachdem Kurfürst Joachim Friedrich (1546 – 1608) 1598 seinem Vater in der Regentschaft gefolgt war und die Administration des Erzstiftes Magdeburg aufgegeben hatte, verlegte seine Frau Katharina (1549 – 1602) noch im selben Jahr ihr bereits seit 1577 in der Moritzburg von Halle bestehendes Laboratorium nach Berlin und versetzte ihren Hofapotheker Crispin Haubenschmidt dorthin, nachdem Aschenbrenner seit 1588 mit den Privilegien der Steelschen Apotheken in Berlin und Köln und dem Amt eines brandenburgischen Münzmeisters belehnt worden war.⁵⁶ Im Laufe des 17. Jahrhunderts entwickelte sich die Hofapotheke mehr und mehr zu einem Subventionsgeschäft, und erst ein 1712 erlassenes „Reglement“ konnte die Verhältnisse wieder stabilisieren. Doch es erwies sich als



abb. 11: Hofapotheker Caspar Neumann

Glücksfall, dass König Friedrich Wilhelm I. (1688 – 1740) den von seinem Vater Friedrich I. (1657 – 1713) während seiner Ausbildung geförderten Caspar Neumann (1683 – 1737) (Abb. 11) zum Hofapotheker bestimmte, der ab 1719 das Labor der Hofapotheke zu einer Forschungsstätte umbaute.⁵⁷ 1725 erließ der König das „Neu geschärfte Medicinal-Edict“ mit dem „Ober-Collegium medicum“, das für Apotheker „Erster Klasse“ eine chemisch-pharmazeutische Ausbildung in Berlin vorschrieb.⁵⁸ Das Labor der Hofapotheke entwickelte sich zu einer vorbildlichen Ausbildungs- und Forschungsstätte des 18. und frühen 19. Jahrhunderts (Abb. 12), die von den renommiertesten Apothekern und Chemikern geleitet wurde.⁵⁹ Nach der Reorganisation des Preußischen Staates und der damit einhergehenden Gründung der Berliner Universität im Jahre 1809 verlor das „Ober-Collegium“ seine Bedeutung und die Hofapotheke versah nur noch ihre Pflichten als Herstellungs- und Abgabestätte für Arzneimittel.⁶⁰

Ein theoretiker der al / chemie

Als wohl bedeutendster Al/chemiker um die Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert kann Andreas Libavius (nach 1555 – 1616) bezeichnet werden. Als Arzt und Schulmeister wurde er 1591 Stadtphysikus in Rothenburg o. d. Tauber und 1605 Rektor des Gymnasiums „Academicum Casimirianum“ in Coburg. Libavius lehnte jede Vermi-

schung der Al/chemie mit Astrologie oder Dämonenglauben ab und war entschiedener Antiparacelsist. Sein Lehrbuch „Alchemia“ von 1597 avancierte bald zum Standardwerk und bereits 1606 folgte die zweite Ausgabe unter dem Titel „Alchymia“; die deutsche Ausgabe erschien 1602 als „Alchymistische Practic“. Neben diesen Hauptwerken veröffentlichte Libavius eine Fülle weiterer Bücher, die größtenteils dem Kampf gegen die Paracelsisten gewidmet waren.⁶¹ In der zweiten Ausgabe der „Alchymia“ hatte Libavius ein Institut der Al/chemie beschrieben, das B. Moran treffend als ein „chemical dream house“ charakterisiert hat.⁶² (Abb. 13) Der Leiter dieses Hauses wohnte im Gebäude, in dem auch die Bibliothek, die Laboratorien und Nebenräume untergebracht waren.⁶³ Dieses al/chemische Institut sollte als Stadthaus jedem Bürger zugänglich sein. Es war allerdings ein Idealplan für Laboratorien, dessen Umsetzung erst im 19. Jahrhundert verwirklicht wurde.

al / chemie und Paracelsismus am Kasseler Hof und die gründung des „collegium chymicum publicum“ an der universität marburg

Landgraf Moritz von Hessen-Kassel (1572 – 1632) kann sicherlich als ein Vorläufer des absoluten Herrschertums angesehen werden, wenngleich seine Fürstenlaufbahn zum Exil im

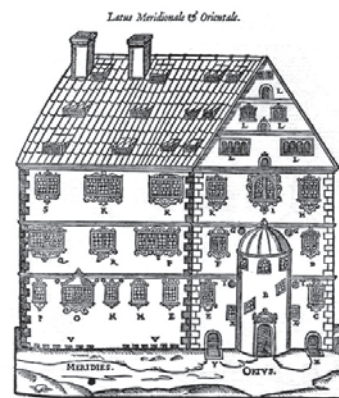


abb. 13: Andreas Libavius' „chemical dream house“

eigenen Land führte, wozu nicht zuletzt seine hohe Verschuldung beigetragen hatte. Diese Schulden waren zum Teil durch seine (natur)wissenschaftlichen und musischen Interessen angehäuft worden, beschäftigte er an seinem Hof doch eine Vielzahl an Ärzten, Alchemikern und Naturkundlern, deren Unterhalt und Ideen ihn einiges kostete. Das Interesse des Landgrafen lag zum einen in der Al/chemie, zum anderen in der Herstellung chemiatrischer Arzneimittel. In seinen Laboratorien in Kassel – und später im Exil in Melsungen sowie Eschwege – suchten die Leibärzte Hermann Wolf (1562 – 1619), Jacob Mosanus (1564 – 1619) und Johannes Rhenanus nach der Universalmedizin.⁶⁴ Wo diese Laboratorien lagen, ist unbekannt. Es haben sich jedoch Skizzen von Moritz' Hand für Melsungen und Eschwege erhalten, die sowohl Gebäudekomplexe, geeignet für al/chemische Laboratorien, als auch Gerätschaften wie Öfen oder Retorten zeigen.⁶⁵ (Abb. 14)

Die Leibärzte stellten auch Kontakte zu Andreas Libavius und dem Paracelsisten und Leibarzt des Königs Henri IV., Joseph du Chêne (Quercetanus, um 1544 – 1609) her⁶⁶ und kamen so Moritz' Neigung zu Paracelsismus und Chymie entgegen. In dieses Milieu gelangte der junge Johannes Hartmann (1568 – 1631), ein Webersohn aus Amberg in der Oberpfalz, der nach einer Buchbinderlehre und der Förderung durch den Rektor der Amberger Stadtschule an den Univer-



abb. 12: Labor der Schloßapotheke zu Berlin

sitäten Altdorf, Jena und Wittenberg Mathematik studiert hatte und durch Vermittlung seines Freundes Wilhelm Dilich (1571 – 1655) 1590 an den Kasseler Hof gelangt war. Hier arbeitete er in seinem gelernten Beruf als „mathematicus“, dem es auch oblag, die Horoskope für das Herrscherhaus zu erstellen.⁶⁷ Bereits 1592 empfahl Moritz seinem Onkel, Landgraf Ludwig von Hessen-Marburg (1537 – 1604), Hartmann als Professor der Mathematik an der Universität Marburg einzustellen. 1598 kehrte Hartmann indes nach Kassel zurück, um am dortigen „Collegium Mauritianum“, einem Kolleg für junge Adlige und begabte Bürgersöhne zu lehren. 1601 wieder an die Marburger Universität zurück versetzt, wurde Hartmann, der bereits 1597 ein Studium der Medizin abgeschlossen hatte, 1602 erneut zum Dekan der Philosophischen (Artisten) Fakultät gewählt. 1607 promovierte er zum Dr. med. und schloss im gleichen Jahr einen Vertrag mit dem Herborner Mediziner Heinrich Dauber über alchemische Prozesse, der im Streit en-

dete.⁶⁸ 1608 legte Hartmann dem Landgrafen den Plan für ein „Collegium chymicum“ vor, an dem al/chemische und paracelsische, also chemiastrische Lehrinhalte, vermittelt werden sollten, und bereits 1609 erfolgte seine Einsetzung als „Professor publicus chymiatricae“. Mit Hartmann hatte Moritz von Hessen einen fähigen Hochschullehrer gefunden, der dem jungen Fach „Chemiatrie“ einen festen Platz an der Universität Marburg verschaffte.⁶⁹ Hartmann unterrichtete die Me-

dizinstudenten in seinem „Laboratorium chymicum publicum“ in den Räumen des alten Barfüßerklosters „Am Plan“. (Abb. 15) Zwar sind keinerlei Spuren des Laboratoriums mehr zu finden, da das Barfüßerkloster 1731 abgerissen und durch einen Neubau der Pferdeställe der Reitschule ersetzt wurde, doch hat sich die Abschrift des Labortagebuches (UB Erlangen), geführt vom 10.7. bis 10.9.1615 sowie vom 6.11.1615 bis zum 10.1.1616 erhalten. Aus dem Tagebuch geht die Einrichtung des Labors hervor, die neben Öfen und Sandbädern aus Destillationsapparaten, Retorten und Alembics bestand.⁷⁰ Hier wird aber vor allem die Herstellung chemiastrischer Arzneimittel beschrieben sowie ein Verhaltenskodex für die Studenten niedergelegt: So durften sie keine Waffen tragen und waren zu steter Frömmigkeit und Nüchternheit angewiesen. Ein Vertrag Hartmanns mit den Medizinstudenten sah zum einen die Verpflichtung vor, die Bearbeitung der Ingredienzien zu zeigen und al/chemische Ausdrücke zu erklären, zum anderen aber Stillschweigen zu bewahren. Seinen Unterricht gab Hartmann unentgeltlich, nahm aber gern ein Honorar, je nach dem Vermögen des Studenten an.⁷¹ Dieses erste Universitätslabor blieb in der „respublica alchemica“ nicht unbemerkt, denn der Leipziger Professor der Medizin und Paracelsist Joachim Tancke (1557 – 1609)⁷² bemerkte in seinem posthum erschienenen Werk „Promptuarium Alchemiae“ 1610: „Diss Exemplum werden sonder zweifel andere



abb. 15: Das Barfüßerkloster am Plan in Marburg

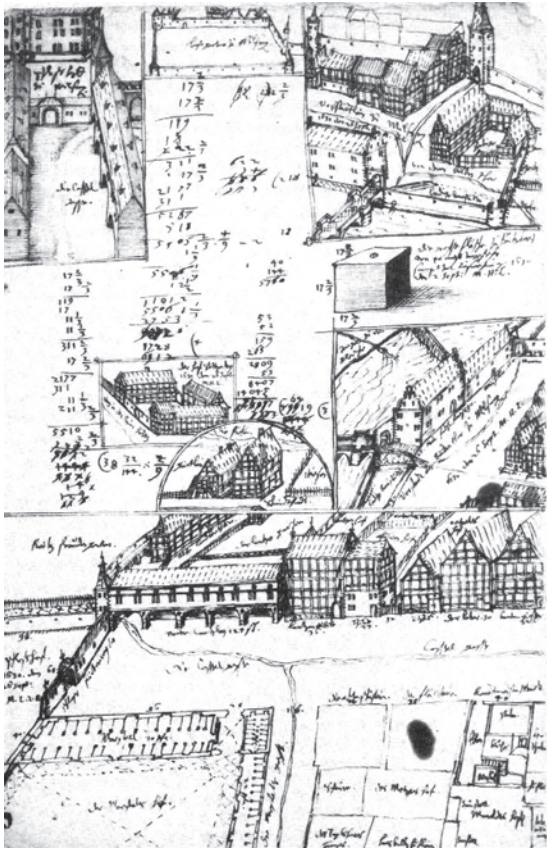


abb. 14: Zeichnungen des Landgrafen Moritz von Hessen

Potentaten in acht nemen/und solchs in ihren Universiteten gleichzfalls anricheten“. ⁷³ Doch es sollten fast noch 100 Jahre vergehen, ehe 1682 ein weiteres Laboratorium an der Universität Altdorf zur Unterweisung der Medizinstudenten errichtet wurde.⁷⁴

Anmerkungen

- 1 Vgl. hierzu insbesondere Joachim Telle: Alchemie. II. Historisch. In: Theologische Realenzyklopädie. 36 Bde. Berlin/New York 1977–2004. Bd. 2, S. 199–227.
- 2 Gerhard Pfeifer: Technologische Entwicklung von Destilliergeräten vom Spätmittelalter bis zur Neuzeit. Nat. wiss. Diss. Regensburg 1986.
- 3 Vgl. Ursula Klein: Die technowissenschaftlichen Laboratorien der Frühen Neuzeit. In: NTM. Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin 16 (2008), S. 5–38 sowie Peter Dilg: Die Apotheke als Forschungsstätte. In: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 23 (2000), S. 303–315.
- 4 Klein [wie Anm. 3], S. 7.
- 5 So beispielsweise bei Helmut Gebelein: Alchemie. München 1991, S. 269–303.
- 6 So – pars pro toto – in: Alchimia. Ideologie und Technologie. Hrsg. v. Emil Ernst Ploss, Heinz Roosen-Runge, Heinrich Schipperges [u. a.]. München 1970.
- 7 S. Gebelein [wie Anm. 5], S. 281.
- 8 Sebastian Brant: Das Narrenschiff. Basel 1494 (Faksimile der Erstausgabe. Hrsg. v. Dieter Wuttke). Baden-Baden 1994, S. 380; vgl. auch: Wolf-Dieter Müller-Jahncke: Mit spitzer Feder. Apotheker und Apotheke in der Karikatur. Eschborn 2012, S. 22f.
- 9 Francesco Petrarca: Das Glücksbuch, Beydes dess Guten und Bösen. Augsburg 1539, fol. CVv; vgl. Müller-Jahncke [wie Anm. 8], S. 24f.
- 10 Abbildung bei Gebelein [wie Anm. 5], S. 288, auch bei Pamela H. Smith: The Business of Alchemy. Science and Culture in the Holy Roman Empire. Princeton 1994, S. 232. Diese Verhältnisse umreißt Bruce T. Moran: The Alchemical World of the German Court. Occult Philosophy and chemical Medicine in the Circle of Moritz of Hessen (1572–1632) (Sudhoffs Archiv, Beiheft 29). Stuttgart 1991, S. 62 mit der für spätere Laboratorien nicht mehr zutreffenden Bemerkung: „Alchemical „laboratories“ were usually temporary workshops, composed of ovens, a few utensils, and distillation apparatus, that could be constructed „on the spot“ by mostly itinerant practitioners.“
- 11 Andreas Lesti: Die Alchemistenküche des Dr. Faust. In: National Geographic. Dezember 2014, S. 146–155.
- 12 Elisabeth Huwer: Apotheke um 1600 (Tübinger Forschungen zur historischen Archäologie. Bd. 4). Bündenbach 2011, S. 196 f. u. 240 f.
- 13 S. James Shaw u. Evelyn Welch: Making and Marketing Medicine in Renaissance Florence (Clio Medica, 89). Amsterdam/New York 2011, S. 62f.
- 14 Siehe Rudolf Schmitz: Geschichte der Pharmazie. Bd. 1. Von den Anfängen bis zum Ausgang des Mittelalters. Eschborn 1998, S. 474f.
- 15 S. Christoph Friedrich/Wolf-Dieter Müller-Jahncke: Geschichte der Pharmazie. Bd. 2. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart. Eschborn 2015, S. 170f.
- 16 Friedrich/Müller-Jahncke [wie Anm. 15], S. 172.
- 17 S. Joachim Telle (Hrsg.): Pharmazie und der gemeine Mann. Hausarznei und Apotheke in deutschen Schriften der frühen Neuzeit (Ausstellungskataloge der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, Nr. 36). Wolfenbüttel 1982 S. 25.
- 18 So beklagte der Marburger Arzt Ludwig Conradi (1702–1773) noch 1740 dass die Apotheker der Stadt zur Herstellung von „chymischer Artzeney [...] nicht einmal das dafür erforderliche Laboratorium“ hätten, s. Michael Lochbühler: Zur Geschichte des Apothekenwesens in Marburg von den Anfängen bis zum Jahr 1866 (Marburger Stadtschriften zur Geschichte und Kultur, 23). Marburg 1987, S. 237.
- 19 S. Astrid Müller-Grzenda: Pflanzenwässer und gebrannte Weine als Arzneimittel zu Beginn der Neuzeit (Braunschweiger Veröffentlichungen zur Geschichte der Pharmazie und der Naturwissenschaften; 38). Stuttgart 1996, S. 104 – 109.
- 20 Als Übersicht s. Friedrich/Müller-Jahncke [wie Anm. 15], S. 280–385.
- 21 S. dazu grundlegend und durchgängig Wilhelm Kühlmann/Joachim Telle (Hrsg.): Der Frühparacelsismus. 3 Tle. (Corpus Paracelsisticum. Dokumente frühneuzeitlicher Naturphilosophie, 1–3). Tübingen/Berlin 2001–2013.
- 22 Helmuth Kiesel: „Bei Hof, bei Höl“. Untersuchungen zur literarischen Hofkritik von Sebastian Brant bis Friedrich Schiller (Studien zur deutschen Literatur, 60). Tübingen 1979; vgl. zu Hofmedizin und -pharmazie Friedrich/Müller-Jahncke [wie Anm. 15], S.79–84.
- 23 S. Thomas Lederer: Johann Grasse (um 1560–1618). Ein Alchemiker im Umkreis des Kölner Kurfürsten Ernst von Bayern (1554–1612). Nat. wiss. Diss. Heidelberg 1993, S. 178–184.
- 24 S. als Übersicht Jost Weyer: Graf Wolfgang II. von Hohenlohe und die Alchemie. Alchemistische Studien in Schloß Weikersheim 1587–1610 (Forschungen aus Württembergisch Franken. Bd. 39). Sigmaringen 1992, S. 272–319..
- 25 Zu Dresden unter Kurfürst Johann Georg II. s. Michael Ulrich Brysch: August Hauptmann (1607–1674). Zu Leben, Werk und Wirkung eines Dresdener Arztalchemikers (Neuere Medizin- und Wissenschaftsgeschichte. Quellen und Studien. Bd. 30). Freiburg 2012, S. 19–24.
- 26 Gabriele Wacker: Arznei und Confect. Medikale Kultur am Wolfenbütteler Hof im 16. und 17. Jahrhundert (Wolfenbütteler Forschungen. Bd. 134). Wiesbaden 2013.
- 27 Wacker [wie Anm. 26], S. 175–178 u. S. 325–327.
- 28 Wacker [wie Anm. 26], S. 180–183.
- 29 Wacker [wie Anm. 26], S. 181.
- 30 Wacker [wie Anm. 26], S. 184.
- 31 Wacker [wie Anm. 26], S. 180.
- 32 Weyer [wie Anm. 24], S. 284.
- 33 Weyer [wie Anm. 24] S. 283–285..
- 34 Ulrike Schofer: Katalog der deutschen medizinischen Handschriften der Universitätsbibliothek Heidelberg aus dem Besitz von Kurfürst Ludwig VI. von der Pfalz (1539–1583). Heidelberg 2003, S. 43. Auch der alchemiegeneigte und goldversessene Friedrich I. von Württemberg ließ seine Laboratorien in solchen Häuschen bauen, s. Weyer [wie Anm. 24], S. 301f.
- 35 Schofer [wie Anm. 34], S. 43.
- 36 Schofer [wie Anm. 34], S. 137–139.
- 37 Weyer [wie Anm. 24] , S. 9–14.
- 38 Weyer [wie Anm. 24], S. 83.
- 39 Weyer [wie Anm. 24], S. 96–103.
- 40 Weyer [wie Anm. 24, S. 117.
- 41 Weyer [wie Anm. 24], S. 110.
- 42 Weyer [wie Anm. 24], S. 188–196.
- 43 Dazu ausführlich Weyer [wie Anm. 24], S. 228–271.
- 44 S. Shaw/Welch [wie Anm.13], S. 293–295 sowie Kühlmann/Telle [wie Anm. 21], Bd. 1, S. 303–305.
- 45 S. Gaëlle Rosendahl/Donatella Lippi: Francesco I. (1541–2587). In: Die Medici. Menschen, Macht und Leidenschaft. Hrsg. v. Alfried Wiczorek, Gaëlle Rosendahl u. Donatella Lippi (Publikationen der Reiss-Engelhorn- Museen. Bd. 54). Regensburg 2013, S 253f.
- 46 Dieses Fresko findet sich in (fast) jeder Geschichte der Alchemie, so z. B. in: Alchemia [wie Anm. 6], S. 186.
- 47 Die Autoren von Alchimia [wie Anm. 6], S. 186–187 sind der Meinung, dass es sich um Bellas Tochter Pelegrina handelt.
- 48 S. dazu ausführlich Sigrid von Osten: Das Alchemistenlaboratorium Oberstockstall. Ein Fundkomplex des 16. Jahrhunderts aus Niederösterreich. Innsbruck 1998, S. 98–262 (Fundkatalog).
- 49 Osten [wie Anm. 48], S. 28f.
- 50 Osten [wie Anm. 48], 91–94.
- 51 Osten [wie Anm. 48], S. 95, vgl. auch Weyer [wie Anm. 24], S. 252.
- 52 Martin Maier: Die Hofapotheke am Stadtschloss Berlin. Rer. nat. Diss. Berlin 2003, S. 33f.
- 53 Maier [wie Anm. 52], S. 32.
- 54 Zu Thurneisser s. Kühlmann/Telle [wie Anm. 21], Bd. 2, S. 436–439 sowie Diethelm Eikermann u. Gabriele Kaiser: Die Pest in Berlin 1576. Eine wiederentdeckte Pestschrift von Leonhart Thurneisser zum Thurn (1531–1596). Rangsdorf 2013, S. 37–41.
- 55 Maier [wie Anm. 52], S. 35.
- 56 Maier [wie Anm. 52], S. 37.
- 57 Zu Caspar Neumanns Leben und Werk s. als Überblick Christoph Friedrich: Forscher, Künstler, Unternehmer. Apothekerkarrieren aus vier Jahrhunderten. Eschborn 2013, S. 29–33.
- 58 Als Überblick s. Friedrich/Müller-Jahncke [wie Anm. 15], S. 400f. und Christoph Friedrich: Die pharmazeutische Ausbildung in Preußen. In: Christoph Friedrich / Wolf-Dieter Müller-Jahncke [Hrsg.]: Preußen und

die Pharmazie. Die Vorträge der Pharmazeutischen Biennale in Potsdam vom 23. bis 25. April 2004. Stuttgart 2005 (Veröffentlichungen zur Pharmaziegeschichte, 5), S. 35–52.

59 Friedrich [wie Anm. 58], S.30f.

60 Friedrich/Müller-Jahncke [wie Anm. 15], S. 402.

61 Zu Libavius s. Wolf-Dieter Müller-Jahncke: [Artikel] Libavius, Andreas. In: Frühe Neuzeit in Deutschland 1520–1620 – Literaturwissenschaftliches Verfasserlexikon (VL 16). Hrsg. von Wilhelm Kühlmann [u. a.], Bd. 4. Berlin 2015, Sp. 116–128 sowie die umfassende Darstellung von Bruce T. Moran: Andreas Libavius and the Transformation of Alchemy. Separating Chemical Cultures with Polemical Fire. Sagamore Beach 2007.

62 Moran [wie Anm. 61], S. 55.

63 Moran [wie Anm. 61], S. 56–57.

64 Moran [wie Anm. 10], S. 72–85.

65 Moran [wie Anm. 10], S. 80f. und 117.

66 Moran [wie Anm. 10], S. 71f., zu Quercetanus s. auch Didier Kahn: Alchimie et Paracelsisme en France à la fin de la Renaissance (1567–1625) (Cahiers d’Humanisme et Renaissance. Bd. 80). Genf 2007, S. 357–373.

67 Moran [wie Anm. 10], S. 50 sowie Wolf-Dieter Müller-Jahncke u. Christoph Friedrich: Johannes Hartmann. Iatrochemiker im europäischen Kontext. In: Pharmazeutische Zeitung 154 (2009), S. 4946–4951.

68 Moran [wie Anm. 10], S. 163 f.

69 Zu Hartmanns Leistungen als akademischer Lehrer s. die ausführliche Studie von Fritz Krafft: Die Medizinstudenten der Universität Marburg der Jahre 1600–1620. Prosopographische Studien zu einer bislang unbemerkten Blütezeit ihrer Medizinischen Fakultät. In: Würzburger Medizinhistorische Mitteilungen 28 (2009), S. 147–185.

70 Moran [wie Anm. 10], S. 62.

71 Zu den Labortagebüchern s. ausführlich Christoph Friedrich: Johannes Hartmann und sein Marburger „Laboratorium chymicum publicum“. In: Historische Stätten der Chemie: Johannes Hartmann und sein Marburger „Laboratorium chymicum publicum“. Hrsg. v. d. Gesellschaft Deutscher Chemiker o. O. [Frankfurt/Main] 2015, S. 4–24.

72 S. zu Tancke Kühlmann/Telle [wie Anm. 21], Bd. 3, S. 1003–1012.

73 Zitiert nach Moran [wie Anm. 10], S. 58.

74 Weyer [wie Anm. 24], S. 133 und 97.

Abb. 9 Alchimia [wie Anm. 6], S. 186

Abb. 10 Osten [wie Anm. 48], S. 17

Abb. 11 Friedrich [wie Anm. 57], S. 30

Abb. 12 Friedrich [wie Anm. 57], S. 31

Abb. 13 Moran [wie Anm. 61], S. 57

Abb. 14 Moran [wie Anm. 10], S. 80–82

Abb. 15 Friedrich [wie Anm. 71], S. 1

Keynotes

Alchemy, chemistry, laboratories, apothecary, court, university

Summary

The article offers an insight into chemical laboratories from the Renaissance until the scientific revolution. Laboratories in pharmacies, at court and universities are described and their differences as well as their commonalities are pointed out. Most early modern laboratories are only traceable through written record; only one laboratory has been excavated. The study is meant to further research into the history of laboratories.

Anschrift des Verfassers

Prof. Dr. Wolf-Dieter Müller-Jahncke
Lindenstr. 11
D-57548 Kirchen/Sieg
E-Mail: mueja@online.de

deutsches apotheken-museum im Heidelberger Schloss

Schlosshof 1 · 69117 Heidelberg
Tel.: 0 62 21 / 2 58 80 · Fax: 0 62 21 / 18 17 62

Öffnungszeiten: Tägl. 10.00 – 17.30. Letzter Einlass um 17.10 Uhr

Eintrittspreis: Regulär: € 5,00. Ermäßigt: € 3,00 (Schwerbehinderte, Schüler, Studenten, Azubis)
Der Eintritt berechtigt zum Besuch des Deutschen Apotheken-Museums, des Schlossinnenhofes und des Großen Fassess.

Führungen: Nach telefonischer Voranmeldung.
Die maximale Gruppengröße beträgt 35 Personen. Gerne bieten wir für größere Gruppen zwei zeitgleiche Führungen an!

PER SÖNliches

nachruF

Prof. Mag. pharm. Mag. phil. Dr. phil. Otto Nowotny (28. 11. 1915 – 14. 1. 2015)

Die Österreichische Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie gibt mit Trauer bekannt, dass Prof. Mag. pharm. Mag. phil. Dr. phil. Otto Nowotny am 14. Jänner 2015 im 100. Lebensjahr verstorben ist. Mehrere Jahrzehnte übte er mit großem Engagement den Beruf des Apothekers aus, was ihn allerdings nicht daran hinderte, Forschungen auf dem Gebiet der Pharmaziegeschichte zu betreiben und seine Ergebnisse in zahlreichen Publikationen darzulegen. Im Laufe seines Lebens bearbeitete er die verschiedensten pharmaziehistorischen Themen, wobei ihn zu Beginn vor allem die Person Paracelsus faszinierte. Eine Vielzahl von Publikationen über Paracelsus, seine Lehren, Arzneimittel und Auswirkungen auf das Apothekenwesen folgten. Die Alchemie und deren Symbolik waren weitere Themen, die ihn jahrelang beschäftigten.

Otto Nowotny's großes Interesse galt jedoch im Besonderen der Pharmaziegeschichte Österreichs. In zahlreichen Publikationen berichtete er nicht nur über die Entwicklung der österreichischen Apotheke als Institution, sondern auch über die Geschichte einzelner historisch interessanter Apotheken, über die Rolle des Apothekers in der Gesellschaft, in Kunst, Musik, Literatur sowie über Lebensgeschichten einzelner für die Pharmazie bedeutender Apotheker und Naturwissenschaftler. Ebenso intensiv untersuchte er die Entwicklung der österreichischen Arzneibücher, Arzneitaxen, pharmazeutischen Zeitschriften und Vereine.

Etwa 250 Publikationen auf unterschiedlichen Gebieten der Pharmaziegeschichte weisen ihn als hervorragenden Pharmaziehistoriker aus, dessen Leistungen man auch international würdigte. Im Jahre 1972 erfolgte seine Aufnahme in die Internationale Akademie für Geschichte der Pharmazie, und die Internationale Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie ehrte ihn 1986 durch Verleihung der Ludwig-Winkler Plakette sowie 1997 durch Verleihung der Schelenz-Plakette. Im Jahre 1997 verlieh ihm der Österreichische Bundespräsident Dr. Thomas Klestil in Anerkennung seiner Verdienste um die österreichische Ge-

schichte der Pharmazie den Berufstitel Professor. 2004 wurde er zum Ehrenmitglied der Internationalen Paracelsus-Gesellschaft ernannt. Ein liebenswerter Mensch und bedeutender Pharmaziehistoriker hat uns verlassen. Wir werden ihm stets ein ehrendes Andenken bewahren.

Ass. Prof. Mag. pharm. Dr. phil. Christa Kletter
Präsidentin der Österreichischen Gesellschaft
für Geschichte der Pharmazie
Präsidentin der Internationalen Gesellschaft
für Geschichte der Pharmazie

(s. a. DAZ 155 [2015], S. 1667)

Prof. Dr. Fritz Krafft 80 Jahre

Am 10. Juli 2010 begeht Fritz Krafft, langjähriger Ordinarius für Geschichte der Pharmazie an der Universität Marburg, seinen 80. Geburtstag. Laudationes erschienen bereits zu „runden“ Geburtstagen, weshalb hier nur noch einmal wesentliche Lebensstationen beleuchtet werden sollen. Fritz Krafft studierte Klassische Philologie, Germanistik und Philosophie an der Hamburger Universität und wurde hier 1962 mit „Vergleichende[n] Untersuchungen zu Homer und Hesiod“ promoviert. Anschließend übernahm er eine Assistentenstelle am dortigen Institut für Geschichte der Naturwissenschaften und habilitierte sich 1968 – nachdem er zuvor noch drei Semester Physik studiert hatte – mit der Arbeit „Dynamische und statische Betrachtungsweise in der antiken Mechanik“. 1970 folgte er einem Ruf auf eine Professur für Geschichte der Naturwissenschaften an der Universität Mainz. 1988 wechselte er an die Philipps-Universität Marburg. Als Direktor des dortigen Institutes für Geschichte der Pharmazie setzte er das von seinem Vorgänger Rudolf Schmitz eingerichtete Aufbaustudium für Apotheker und Naturwissenschaftler fort, wobei er einen Schwerpunkt auf die allgemeine Wissenschaftsgeschichte legte. Von 1977 bis 1983 wirkte Krafft als Präsident der Gesellschaft für Wissen-



Prof. Mag. pharm. Mag. phil. Dr. phil. Otto Nowotny

schaftsgeschichte und begründete deren Zeitschrift „Berichte zur Wissenschaftsgeschichte“, die er bis 2007 herausgab. Von 1981 bis 1989 war er Präsident des Nationalkomitees der Bundesrepublik Deutschland in der „International Union of the History of Philosophy of Science, Division of History of Science“.

Im Jahre 2000 wurde Fritz Krafft pensioniert, widmet sich aber bis heute unermüdlich seinen Studien zur Physik-, Pharmazie- und allgemeinen Wissenschaftsgeschichte. Sein Publikationsverzeichnis weist derzeit 54 Bücher, über 450 Aufsätze und 27 von ihm betreute Doktorarbeiten aus. Auf dem Gebiet der Pharmaziegeschichte beschäftigte er sich insbesondere mit dem Bildmotiv „Christus als Apotheker“, aber auch mit der Entstehung der Pharmazie als Wissenschaft. Sein Band „Die wichtigsten Naturwissenschaftler im Porträt“ erschien kürzlich im Marix-Verlag Wiesbaden in dritter Auflage.

Die Deutsche Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie gratuliert sehr herzlich und wünscht Herrn Professor Krafft weiterhin eine ungebrochene Schaffenskraft.

(s. a. DAZ 155 [2015], S. 2671)

Dr. Barbara Rumpf-Lehmann 80 Jahre

Am 11. Juli 1935 wurde Barbara Rumpf-Lehmann, aus einer Bankiersfamilie in Halle stammend, an der Saale geboren. In Dresden, wohin die Familie übersiedelt war, erlebte sie den schweren Bombenangriff; 1945 flüchtete die Familie nach Hamdorf bei Renzburg, zog dann aber schließlich nach Hamburg, wo Barbara Rumpf-Lehmann das Abitur ablegte. 1960 begann sie zunächst das Studium der Botanik an der Freien Universität Berlin, immatrikulierte sich aber im folgenden Jahr in Frankfurt am Main für Pharmazie. Nach dem Staats-

examen wechselte sie aufgrund ihrer ausgeprägten historischen Interessen 1968 nach Marburg, um am dortigen Institut für Geschichte der Pharmazie bei Prof. Dr. Rudolf Schmitz zu promovieren. 1973 erhielt sie den Dr. rer. nat. zum Thema „Julius Wilhelm Albert Wigand (1821 – 1886). Professor der Botanik und Pharmakognosie zu Marburg“.

Die Wigandsche Drogensammlung hatte sie so fasziniert, dass sie sich bis heute intensiv mit ihr beschäftigt und diese Sammlung, die die Basis für zahlreiche wissenschaftliche Aufsätze war, betreut. 1977 heiratete sie Wolfgang Rumpf, den letzten Marburger Hutmacher, dessen ausgeprägte historische Interessen ihn zum wandelnden Lexikon der Stadt- und Universitätsgeschichte machten. Mit Beginn ihres Ruhestandes 2005 widmete sich Barbara Rumpf-Lehmann, die auch neben ihrer Apothekentätigkeit immer historisch geforscht hatte, mit ganzer Kraft der wissenschaftlichen Arbeit. Neben zahlreichen Untersuchungen zur Marburger Pharmakognostischen Sammlung und zur Geschichte der Pharmakognosie entstanden auch Publikationen zu Marburger Friedhöfen, angestoßen durch die Aufhebung des Grabmals von Albert Wigand. In weiteren pharmaziehistorischen Arbeiten beschäftigte sich Frau Dr. Rumpf-Lehmann zudem mit pharmazeutischen Realien wie Apothekengefäßen, mit der Geschichte von Einzeldrogen, aber auch mit Biographien verschiedener Apotheker. 1978 bis 1988 arbeitete sie an einem DFG-Projekt mit; für die Publikation von Albert Dietrich (Hrsg.): „Dioscurides Triumphans. Ein anonym arabischer Kommentar (Ende 12. Jahrh. n. Chr.) zur Materia medica.“ (Göttingen 1988) übernahm sie die botanisch-pharmazeutischen Kommentare. Daneben hielt sie Vorträge auf nationalen und internationalen Kongressen für Pharmaziegeschichte. Für ihr pharmaziehistorisches Lebenswerk wurde sie 2008 mit der Johannes Valentin-Medaille in Silber geehrt.

Die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie wünschen Frau Dr. Barbara Rumpf-Lehmann Gesundheit und weiterhin viel Freude an ihren zahlreichen wissenschaftlichen und kulturgeschichtlichen Aktivitäten.

(s. a. DAZ 155 (2015), S. 2671)

Fritz-Ferchl-Medaille für Rotraud Mörschner

Bei der Mitgliederversammlung des Fördervereins Deutsches Apotheken-Museum in Konstanz am 25. April 2015 wurde Frau Rotraud Mörschner (Berlin) mit der Fritz-Ferchl-Medaille



Foto: Wagner

Die Vorsitzenden des Fördervereins Deutsches Apotheken-Museum Volker Articus (l.) und der Deutschen Apotheken-Museum-Stiftung Thomas Benkert (r.) überreichen Rotraud Mörschner die Fritz-Ferchl-Medaille.

geehrt. Diese wird von der Deutschen Apotheken-Museum-Stiftung und dem Förderverein Deutsches Apotheken-Museum e.V. seit Anfang dieses Jahrhunderts an Persönlichkeiten verliehen, die sich in besonderer Weise um das Deutsche Apotheken-Museum verdient gemacht haben. Frau Mörschner hat in den vergangenen Jahrzehnten dank ihres Organisationstalents zahlreiche Tagungen in ganz Deutschland vorbereitet und zu unvergesslichen Events gemacht.

ausschreibung der wissenschaftlichen Vorträge zur Pharmaziehistorischen Biennale 2016 in meißen

Die nächste Biennale der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e. V. (DGGP) findet vom 22. bis 24. April 2016 in Meissen statt und wird sich dem Thema **grenzüberschreitungen in der Pharmazie** widmen.

Grenzüberschreitungen in der Pharmazie gibt es bis heute in vielfältiger Weise und unter zahlreichen Aspekten. Aus ihnen ergeben sich stets Konsequenzen, die die Entwicklung der Pharmazie entscheidend beeinflussen und sogar Paradigmenwechsel herbeiführen.

Die Vorträge der Biennale 2016 sollen Grenzüberschreitungen in der Pharmazie in deren vielen Facetten widerspiegeln, wie die Überschreitung traditioneller wissenschaftlicher Denkweisen, Dogmen und Methoden, die Überschreitung interdisziplinärer Grenzen sowohl innerhalb

der Pharmazie als auch zwischen der Pharmazie und anderer, auch ihr nicht verwandten, Wissenschaften und die Überschreitung internationaler (geografischer) und ethnischer, aber auch ethischer, juristischer, gesellschaftlicher und politischer Grenzen etc. Im wissenschaftlichen Fokus werden Einfluss und Konsequenzen dieser Grenzüberschreitungen auf Wissensbildung, -entwicklung und -transfer, auf Vorgehensweisen und Methoden der pharmazeutischen Wissenschaft und Praxis sowie auf das Selbstverständnis der Pharmazie im sozio-kulturellen Kontext stehen. Das Thema ist bewusst weit und interdisziplinär gefasst und richtet sich ausdrücklich auch an Wissenschaftler/innen weiterer Disziplinen wie der Wissenschafts-, Medizin-, Chemie-, und Biologie- sowie Sozial- und Kulturgeschichte, der Ethnologie

etc., um im interdisziplinären Dialog wissenschaftliche Erkenntnisse zu gewinnen.

Anmeldungen für die Vorträge jeweils mit einem Abstract, maximal eine DIN A4 Seite, bitten wir bis zum **1. September 2015** zu richten an: Prof. Dr. Sabine Anagnostou, Präsidentin der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e. V., Institut für Geschichte der Pharmazie, Roter Graben 10, 35032 Marburg, E-Mail: igphmr@staff.uni-marburg.de

Im Rahmen des Doktorandenforums würden wir uns wieder über Vorträge im Rahmen der Dissertationsthemen und über Poster zu neuen Forschungsergebnissen oder auch generell zu pharmaziehistorischen Themen aus anderen Gebieten sehr freuen.

Geschichte der Pharmazie

Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e.V.

„Geschichte der Pharmazie“ bis 1989
„Beiträge zur Geschichte der Pharmazie“, erscheint vierteljährlich als regelmäßige Beilage der „Deutschen Apotheker Zeitung“.

Verantwortlich für den Inhalt:

Prof. Dr. W.-D. Müller-Jahncke, Hermann-Schelenz-Institut für Pharmazie- und Kulturgeschichte in Heidelberg e.V., Zwingerstraße 14 – 16, 69117 Heidelberg (Korres-

pondenzadresse: Lindenstr. 11, D-57548 Kirchen/Sieg), unter Mitarbeit von Prof. Dr. Christoph Friedrich, Marburg, und Prof. Dr. Frank Leimkugel, Mülheim.

Redaktionelle Bearbeitung:
Kathrin Pfister, Heidelberg

Redaktionsbeirat:

Prof. Dr. Sabine Anagnostou, Marburg; Dr. K. H. Bartels, Lohr; Prof. Dr. P. Dilg, Marburg; Dr. L. Leibrock-Plehn, Brackenheim; Dr. K. Meyer, Münster; Prof. Dr. U. Meyer, Berlin; Prof. Dr. Michael Mönnich, Karlsruhe.

Bei Einzelbezug jährlich Euro 46,- (zzgl. 13,80 Euro Versandkosten Inland). Einzelheft Euro 16,- (versandkostenfrei). Alle Preise inkl. MwSt.

Jede Verwertung der „Geschichte der Pharmazie“ außerhalb der Grenzen des Urheberrecht-Gesetzes ist unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Übersetzung, Nachdruck, Mikroverfilmung oder vergleichbare Verfahren sowie für die Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen.

© 2015 Deutscher Apotheker Verlag, Stuttgart.
Printed in Germany. ISSN 0939-334X

Neues aus der Pharmaziegeschichte

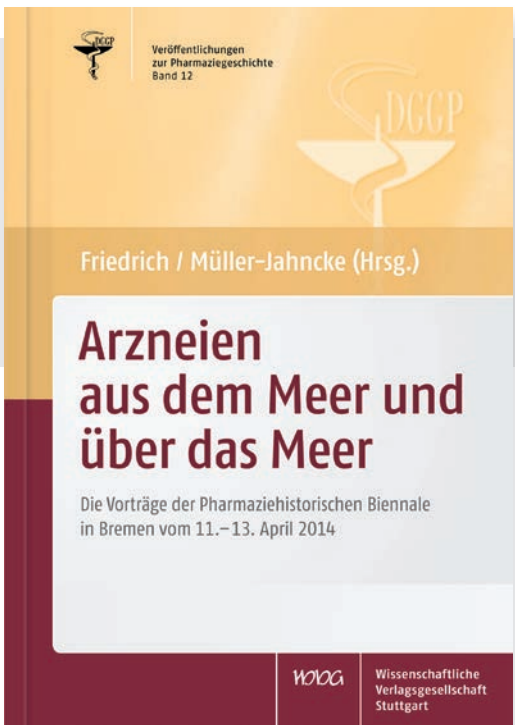
Arzneien aus dem Meer und über das Meer

Die Vorträge der Pharmaziehistorischen Biennale in Bremen vom 11.–13. April 2014

Herausgegeben von Prof. Dr. Christoph Friedrich und Prof. Dr. Wolf-Dieter Müller-Jahncke.

2015. 224 Seiten. Veröffentlichungen zur Pharmaziegeschichte der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e. V., Band 12. Kartoniert. Format 14,8 x 21,0 cm. € 26,80 [D]
ISBN 978-3-8047-3434-0

Im April 2014 veranstaltete die *Deutsche Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie* in Bremen ihre Pharmaziehistorische Biennale zum Thema „Arzneien aus dem Meer und über das Meer“. Der vorliegende Band enthält die erweiterten Fassungen der auf dieser Veranstaltung gehaltenen Vorträge, die von Pharmazie- und Medizinhistorikern, aber auch von einer pharmazeutischen Biologin gehalten wurden. Die Vorträge widmen sich dem Meer als Ort des Transfers, des Austauschs, der Erkundung und Eroberung neuer Arzneidrogen, beschäftigen sich aber auch mit verschiedenen, aus Übersee stammenden Drogen wie antiken Heilerden und Bitumen palestinum, und schließlich mit der Heilkreide von der Insel Rügen. In einem Beitrag werden moderne Arzneimittel aus dem Meer vorgestellt und zwei weitere Vorträge betreffen die Schiffsmedizin sowie die Marinepharmazie.



Walther Zimmermann (1890–1945). Für Apothekerstand und Staat

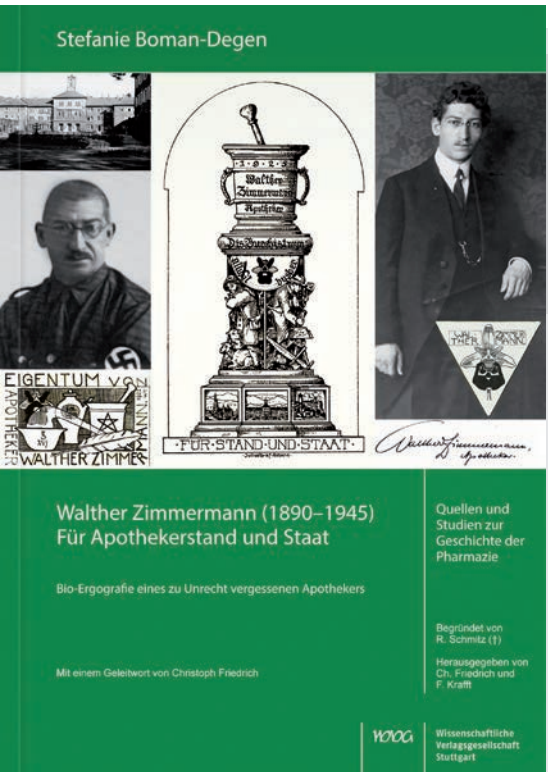
Bio-Ergografie eines zu Unrecht vergessenen Apothekers

Von Dr. Stefanie Boman-Degen.

2015. 505 Seiten. 44 Abbildungen. Quellen und Studien zur Geschichte der Pharmazie, Band 104. Kartoniert. Format 17,0 x 24,0 cm. € 34,95 [D]
ISBN 978-3-8047-3418-0

Zu Unrecht vergessen ...

Die vorliegende Studie stellt erstmals eingehend das äußerst vielschichtige Leben und Werk des lange Zeit in der Forschung nur wenig beachteten Anstaltsapothekers, Botanikers, Volkskundlers, Pharmaziehistorikers, Lehrbuchverfassers und „Belletristikers“ Walther Zimmermann (1890–1945) vor. Gestützt auf ein außergewöhnlich umfangreiches und in vielen Teilen neu erschlossenes Quellenmaterial aus mehr als 30 Archiven, auf Befragungen von Zeitzeugen oder Verwandten und auf seine umfangreichen Korrespondenzen widmet sie sich in zwei großen Hauptkapiteln der Lebensgeschichte und dem wissenschaftlichen Werk dieses vom Anfang der Weimarer Republik bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges für den Apothekerstand und seit 1933 auch für den NS-Staat außerordentlich engagierten Apothekers.





Wissenschaftliche
Verlagsgesellschaft
Stuttgart

Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft Stuttgart
Birkenwaldstraße 44 | 70191 Stuttgart
Telefon 0711 2582 -341 | Telefax 0711 2582 -390
www.wissenschaftliche-verlagsgesellschaft.de

Alle Preise inklusive MwSt. (D), sofern nicht anders angegeben. Lieferung erfolgt versandkostenfrei innerhalb Deutschlands.
Lieferung ins Ausland zuzüglich Versandkostenpauschale von € 8,90 pro Versandstück.